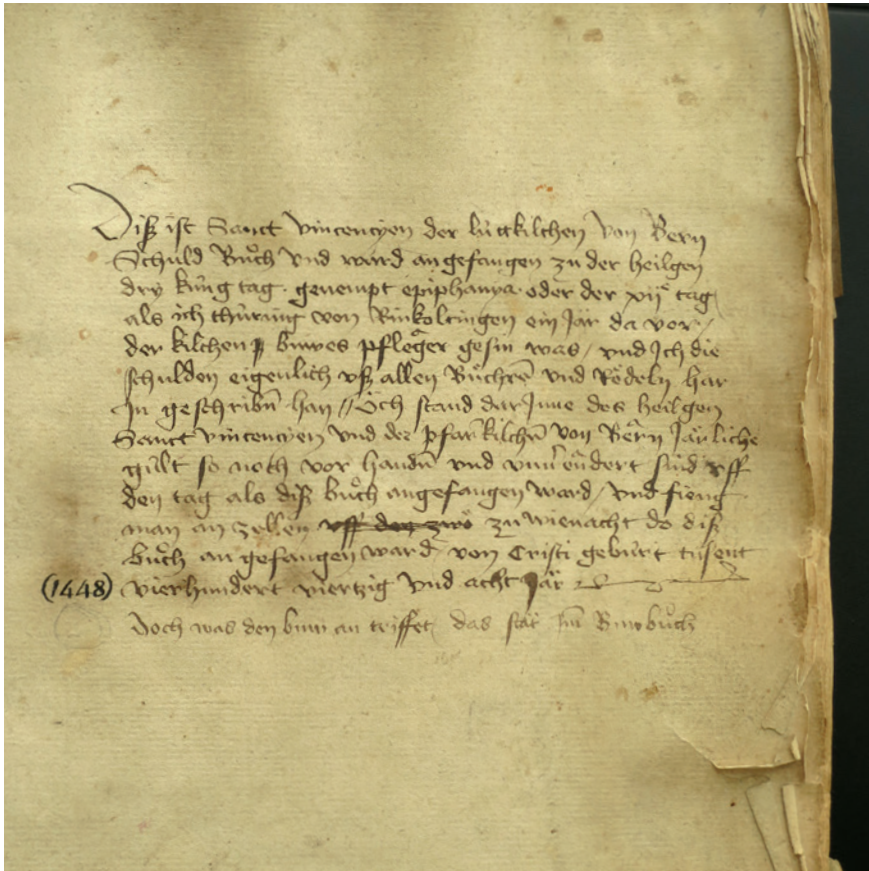


# Berner Zeitschrift für Geschichte

79. Jahrgang



## Das St. Vinzenzenschuldbuch in Bern von 1448 und der Kirchenpfleger Thuring von Ringoltingen

Roland Gerber und Richard Němec (Hrsg.)

## *Berner Zeitschrift für Geschichte (BEZG)*

Die Berner Zeitschrift für Geschichte bietet ihren Leserinnen und Lesern gut aufbereitete und vielfältig illustrierte historische Beiträge. Die Berner Zeitschrift für Geschichte ist zugleich das Organ des Historischen Vereins und informiert über dessen Aktivitäten. Die Redaktion ist für die Themen- und Manuskriptauswahl zuständig. Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind die Autorinnen und Autoren verantwortlich.

Die Berner Zeitschrift für Geschichte erscheint mit finanzieller Unterstützung der Erziehungsdirektion des Kantons Bern (Amt für Kultur).



**HVBE**  
Historischer Verein  
des Kantons Bern



Erziehungsdirektion  
des Kantons Bern



Burgergemeinde  
Bern



Stadt Bern

Sondernummer mit zusätzlicher Unterstützung von:

### **UniBern Forschungsstiftung**

(Berne University Research Foundation)

Burgergemeinde Bern

## *Impressum*

### Herausgebende Institutionen

Bernisches Historisches Museum, Burgerbibliothek Bern, Historischer Verein des Kantons Bern, Staatsarchiv des Kantons Bern, Stadtarchiv Bern, Universitätsbibliothek Bern

### Redaktion

Dr. Gerrendina Gerber-Visser ([gerrendina.gerber-visser@hist.unibe.ch](mailto:gerrendina.gerber-visser@hist.unibe.ch))

Dr. Martin Stuber ([martin.stuber@hist.unibe.ch](mailto:martin.stuber@hist.unibe.ch))

Historisches Institut der Universität Bern, Länggassstrasse 49, 3000 Bern 9, Tel. 031 631 83 82  
[www.bezg.ch](http://www.bezg.ch)

### Rechnungsführung, Adressänderungen und Bestellung von Einzelheften

Universitätsbibliothek Bern, Sekretariat, Hochschulstrasse 6, 3012 Bern, Tel. 031 631 92 00,  
[bezg@ub.unibe.ch](mailto:bezg@ub.unibe.ch)

### Preise

Jahresabonnement (4 Nummern) Fr. 60.– / Einzelheft Fr. 20.– / Sondernummer Fr. 30.–

Für die Mitglieder des Historischen Vereins ist der Abonnementpreis im Jahresbeitrag von Fr. 80.– inbegriffen. Anmeldung als Mitglied: [www.hvbe.ch](http://www.hvbe.ch)

### Nachdruck

Der Nachdruck von Aufsätzen oder von grösseren Partien daraus ist nur mit Bewilligung der Redaktion gestattet.

### Korrektorat

Margrit Zwickly ([mazw.oakdale@bluewin.ch](mailto:mazw.oakdale@bluewin.ch))

### Druck, Beilagen und Inserateverwaltung

Rub Media AG, Seftigenstrasse 310, 3084 Wabern, Tel. 031 380 14 80

### Buchbinderische Arbeiten

Buchbinderei Schlatter AG, Liebefeld

### Gestaltung

Pol Konzeption und Gestaltung, Bern

79. Jahrgang, Heft Nr. 2, 2017

ISSN-Nummer 0005-9420

# Inhalt

## **Das St. Vinzenzenschuldbuch in Bern von 1448 und der Kirchenpfleger Thüring von Ringoltingen**

- 3 Einleitung**  
*Roland Gerber und Richard Němec*
- 11 Kirchenfabrik und Hütte**  
*Richard Němec*
- 24 Schulden sammeln und Ordnung schaffen**  
*Isabelle Schürch*
- 38 Stifterinnen und Stifter**  
*Roland Gerber*
- 57 Die Melusine Thüring von Ringoltingens  
und das Berner Münster**  
*Jan K. Hon*
- 
- 68 Fundstück**  
«Quelle belle pipe» – eine Meerscham-  
pfeife mit Geschichte  
*Murielle Schlup*
- 72 Mohr und Mohrin in Bern – ein Rundgang**  
*Daniel V. Moser-Léchet*
- 83 Nachruf**
- 86 Rezensionen**

Autorinnen und Autoren

Dr. Roland Gerber  
Stadtarchivar Bern  
Stadtarchiv, Helvetiastrasse 6, 3005 Bern

Dr. Richard Nörmec  
Institut für Kunstgeschichte Universität Bern  
Hodlerstrasse 8, 3011 Bern

Dr. des. Isabelle Schürch  
Universität Konstanz  
Fachbereich Geschichte und Soziologie  
Universitätsstrasse 10, D-78457 Konstanz

Dr. Jan K. Hon  
Ludwig-Maximilians-Universität München  
Institut für Deutsche Philologie  
Schellingstrasse 3 RG, D-80799 München

Dr. Daniel V. Moser  
Steigerweg 26, 3006 Bern

Murielle Schlup, lic. phil.  
Museumsleiterin, Schloss Jegenstorf  
General-Guisanstrasse 5, 3303 Jegenstorf

# Das St. Vinzenzenschuldbuch in Bern von 1448 und der Kirchenpfleger Thüring von Ringoltingen

## Einleitung

*Roland Gerber und Richard Némec*

Am Dreikönigstag<sup>1</sup> 1448, ein Jahr nach seiner Ernennung zum Kirchenpfleger der St. Vinzenzkirche, machte sich der Notabel Thüring von Ringoltingen (um 1415 bis ca. 1483) daran, alle ausstehenden Schulden der Kirchenfabrik<sup>2</sup> «eigentlich uss allen buechren und roedeln» zu sammeln und in eine neue Papierhandschrift zu übertragen.<sup>3</sup> Dazu gehörten neben ausstehenden Einkünften an Naturalien und Bargeld – wie er in der Einleitung seines Schuldbuchs festhielt – insbesondere auch jährliche Zinsen auf Häusern und Grundstücken, welche die Bevölkerung in Stadt und Land seit der Grundsteinlegung des Münsters am 11. März 1421 an den Baubetrieb gestiftet hatten und sich Anfang 1448 noch im Besitz «des heiligen St. Vincencyen und der pfarrkilchen von Baern» befanden. Die älteste Vergabung, die Thüring von Ringoltingen im Schuldbuch niederschrieb, stammt von 1407. Sie betrifft einen jährlichen Zins von einem Pfund<sup>4</sup> auf das Haus des Tuchfärbers Konrad von Miltenberg, gelegen an der Matte zwischen den Strebepfeilern des Kirchhofs, der heutigen Münsterplattform.<sup>5</sup> Das jüngste Legat machte die Witwe des Bauhandwerkers Ulrich Tilger, indem sie 1470 10 Gulden<sup>6</sup> an die Kirchenfabrik ausbezahlte und weitere 40 Gulden in Aussicht stellte, falls ihr Sohn ohne Nachkommen sterben würde.<sup>7</sup> Vom 24. Februar 1475 datiert schliesslich ein letzter Eintrag des Kirchenpflegers Peter Stark, der dem an der südlichen Münstergasse ansässigen Schmied Peter Noll eine Schuld von rund 61 Gulden quittierte.<sup>8</sup>

Die Entstehung des St. Vinzenzenschuldbuchs stand in engem Zusammenhang mit der Person Thüring von Ringoltingens und dessen Nachfolgern im Amt des städtischen Kirchenpflegers.<sup>9</sup> Sie ist zugleich Ausdruck für die Bemühungen des Berner Rats, die aufwändige Finanzierung des Münsterbaus sicherzustellen. Die Errichtung der neuen Pfarrkirche bedeutete für Bürger und Rat seit der Grundsteinlegung 1421 und der Berufung des Werkmeisters Matthäus Ensinger aus Strassburg bis zur Einführung der Reformation 1528 in mehrererlei Hinsicht ein anspruchsvolles Vorhaben. Gewiss stand das Münster mit seiner herausragenden städtebaulichen Bedeutung und seiner reichen Bauornamentik mit benachbarten Grossbauprojekten wie Fribourg und Lausanne unter den Kirchenbauten des 15. und 16. Jahrhunderts an erster Stelle. Aber auch innerhalb des Heiligen Römischen Reiches nimmt Bern mit seinem Münster zusammen mit den Bauvorhaben in Strassburg und Ulm, Konstanz, Thann oder Landsberg am Lech einen hohen Rang ein.<sup>10</sup> All diese Projekte entstanden un-

ter den Ensingen oder wurden von diesen in Teilen betreut. Damit legen sie eindrucksvoll Zeugnis ab von der Bedeutung einer Werkmeisterfamilie im späten Mittelalter.<sup>11</sup> Die verschiedenen Werkmeister aus der Familie von Ensingen konnten ihre anspruchsvolle und identitätsstiftende Architektur jedoch nur dann verwirklichen, wenn ihnen ausreichend Bargeld und gut ausgebildete Fachkräfte zur Verfügung standen. Um die hohen Kosten für Baubetrieb und Lohnzahlungen aufbringen zu können, benötigten die städtischen Bauherren ausgeklügelte Finanzierungsinstrumente.<sup>12</sup> Diese bildeten die Grundvoraussetzung, damit neue Einnahmequellen erschlossen, bestehende verwaltet und ausstehende Beträge bei säumigen Schuldnern eingetrieben werden konnten.<sup>13</sup>

Ein eindrückliches Beispiel für ein solches Finanzierungsinstrument ist das St. Vinzenzschuldbuch: Zum Zweck der rationalen Buchführung gliederte Thüring von Ringoltingen das Schuldbuch bereits bei der Anlage in mehrere Rubriken.<sup>14</sup> Er unterschied zwischen einmaligen Schenkungen (Almosen), mündlichen und schriftlichen Legaten oder Stiftungen (Testamenten), herrenlosen Vermögen (gefundenem Gut), Bussgeldern, jährlich zu entrichtenden Zinszahlungen auf Immobilien, Zehnerträgen und unverkäuflichen Grundrenten (ewigen Gülten). Zugleich gruppierte er Geld- und Naturalstiftungen nach dem zu erwartenden Aufwand für deren Eintreibung in gewisse, das heisst verbürgte, und ungewisse Schulden, über die kein Nachweis vorhanden war oder die bestritten wurden.<sup>15</sup> Gerade bei jenen Vergabungen, deren Erträge erst nach dem Tod der stiftenden Person durch die Erben an die Kirchenfabrik zu entrichten waren, gestaltete sich die Durchsetzung des letzten Willens oftmals als langwierige, mühselige und manchmal auch erfolglose Aufgabe. So notierte Thüring von Ringoltingen bei der Stiftung des Niklaus Sager am 6. Januar 1448 ins Schuldbuch, dass dessen Testament nie widerrufen worden sei und er sich deswegen «darumb kümmern müsse, dass man sin erben jagen soll».<sup>16</sup> Zwei Jahre später folgte schliesslich das ernüchternde Fazit des Kirchenpflegers: «ist nuit worden»!<sup>17</sup>

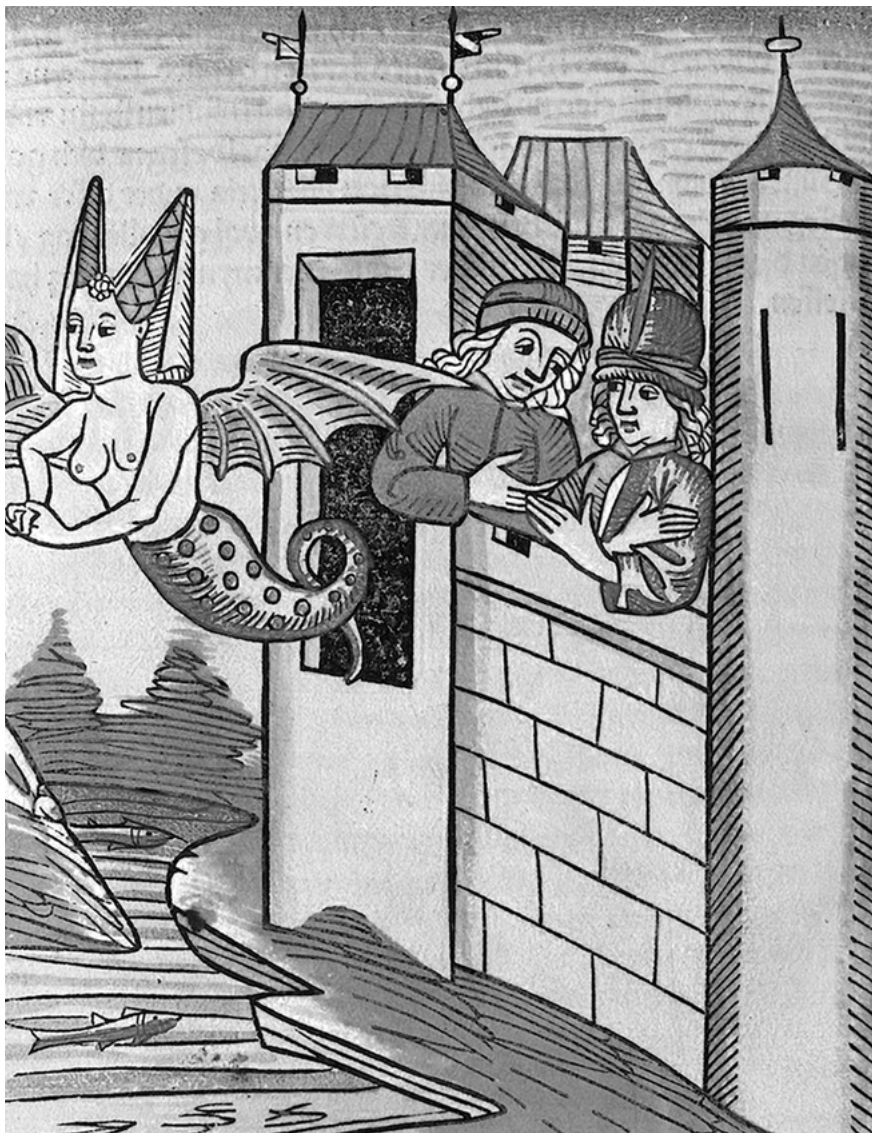
Das St. Vinzenzschuldbuch verzeichnet neben Schulden von Stifterinnen und Stiftern auch Ausstände an Geld und Naturalien, die «der heilg» – also der Heilige Vinzenz – einzelnen Baufachleuten wie dem Münsterwerkmeister, seinem Parlier (Bauleiter) und anderen Werkleuten in der Bauhütte oder den in Bern ansässigen Handwerksmeistern vom Glasmaler, Schmied, Kannengiesser über Maurer, Zimmermann, Seiler bis zum Karrer, Grubenknecht und Tagelöhner schuldete. Gerade diese «Heiligenschulden» weckten seit der Wiederentdeckung der spätmittelalterlichen Papierhandschrift 1864 das besondere Interesse

der Forschung.<sup>18</sup> In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstanden schliesslich die bis heute massgeblichen Publikationen über die Geschichte des Münsters.<sup>19</sup> Auf die Einträge des Schuldbuchs bezogen sich diese – wenn überhaupt – jedoch nur am Rande. Eine Würdigung nicht nur als einmalige historische Quelle für die frühe Baugeschichte, sondern auch für die Organisation und Finanzierung des Münsterbaus erfuhr das St. Vinzenzschuldbuch erst durch Isabelle Schürch im Jahr 2007.<sup>20</sup> In ihrer Lizentiatsarbeit analysierte sie das Schuldbuch – entsprechend seinem ursprünglichen Zweck – als kaufmännisches Handlungsbuch,<sup>21</sup> in dem Thüring von Ringoltingen und nachfolgende Kirchenpfleger die ausstehenden Schulden der zahlreichen Stifterinnen und Stifter verwalteten. Dazu transkribierte sie den gesamten Inhalt der Handschrift, übertrug die Angaben in eine Datenbank und löste die vorhandenen Datumsangaben nach dem heutigen Kalender auf. Auf diese Weise war es ihr möglich, das Schuldbuch nach formalen und inhaltlichen Kriterien zu beschreiben und die darin verzeichneten Einnahmekonten nach ihrer Bedeutung zu klassieren. Zugleich konnte sie die Geld- und Naturalstiftungen einzelnen Personen zuordnen und damit soziale Beziehungen zwischen den Wohltätern des Kirchenbaus und Thüring von Ringoltingen aufdecken.

Das vorliegende Heft resümiert Ergebnisse einer gemeinsamen Veranstaltung des Instituts für Kunstgeschichte und des Stadtarchivs, welche die Herausgeber am 26./27. November 2015 in Bern durchführten.<sup>22</sup> Es basiert ausserdem auf der Transkription des St. Vinzenzschuldbuchs durch Isabelle Schürch sowie deren Überarbeitung durch Kathrin Chlench-Priber und Claudia Lingscheid.<sup>23</sup> Auf dieser Grundlage kann die spätmittelalterliche Handschrift kontextualisiert werden. Die Untersuchungen gehen von einer engen interdisziplinären Zusammenarbeit aus und verbinden mehrere geisteswissenschaftliche Disziplinen und Methoden miteinander. Der gewählte Ansatz gründet auf einer Verbindung der Geschichte und Architekturgeschichte sowie begleitender Forschungen auf den Gebieten der Germanistik. Methodisch bewegt sich die vorliegende Publikation im Spannungsfeld zwischen Personenforschungen und Verortungen im historischen, geografischen und städtebaulichen Kontext. Die Beiträge gehen damit der Frage nach, inwiefern das St. Vinzenzschuldbuch und andere zeitgenössische Quellen das Bemühen sozial aufsteigender Berner Familien konkretisieren, sich als die neue Elite mit «zielorientiertem Repräsentationsdruck» darzubieten. Diese nicht zuletzt durch die Sorge um das eigene Seelenheil bedingten Bemühungen betreffen denn auch weniger die alteingesessenen Adelsgeschlechter als vielmehr die neureichen Notabeln – die sogenann-

ten Junker von Bern.<sup>24</sup> Diese rekrutierten sich weitgehend aus Kaufmannsfamilien und waren zum grössten Teil erst in der vorletzten oder letzten Generation aufgestiegen.<sup>25</sup> Eine derartige Einflussnahme der sich etablierenden Führungsschicht – darunter auch die Familie Zigerli, die sich zu Beginn des 15. Jahrhunderts mithilfe eines Wappenbriefs zum Geschlecht der «von Ringoltingen» nobilitieren liess – und die damit einhergehende Bindung des Kapitals müssen – so das Fazit – dem zunehmenden Bedürfnis nach Legitimierung entsprochen haben. Nur vor dieser Folie wird auch nachvollziehbar, warum Thüring von Ringoltingen den Gründungsmythos über die Fee Melusine ins Deutsche übertrug, um «die substantz der materyen so best (er) kond begriffen» zu interpretieren.<sup>26</sup> Die Bearbeitung von Coudrettes französischer Vorlage gibt Aufschluss über die verschiedenen Formen und Funktionen der Repräsentation durch genealogisches Erzählen. Die modifizierte Übersetzung von Ringoltingens betont die Rechtmässigkeit der von der Melusine abstammenden Geschlechter sowie deren sozialen Aufstieg und produzierte somit selbst eine gegenwärtige Evidenz. In der Zeit der aufkommenden bildreichen Neuzeit konnte ein solches Programm allerdings nur durch visuell prägende künstlerische Mittel geschaffen werden, die politisch-gesellschaftliche Botschaften langfristig transportierten. Das Münster bot die entsprechende Projektionsfläche. Immerhin handelte es sich um Massnahmen, die nicht nur im identitätsstiftenden Kirchenbau, sondern auch auf dem Gebiet der bildenden Künste mit Konsequenzen und umfassenden technologisch-technischen Innovationen verbunden waren: Baumeister, Glasmaler, Maler und Bildhauer liessen sich in Bern nieder und es wurden Export und Import betrieben, sodass die wirtschaftlich-gesellschaftliche Akzeptanz das politische Konstrukt rechtfertigte. Wie Gerhard Fouquet und Arnd Reitemeier aus unterschiedlichen Gesichtspunkten verdeutlichten, war die Durchsetzungsfähigkeit der Kommunen im 15. Jahrhundert enorm.<sup>27</sup> Das St. Vinzenzschuldbuch beleuchtet daher nicht nur eine der ungenügend erforschten Facetten der mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte Berns. Es erörtert in seiner Eigenart auch die Bedeutung, die der im Zusammenhang mit dem Münsterbau aufgewerteten Kirchenpflegschaft innerhalb der städtischen Gesellschaft zukam. Anhand der vorliegenden Analyse des Schuldbuchs von 1448 können die jeweiligen soziologisch-geschichtlich konnotierten Phänomene in ein übergeordnetes System einer partikulären Gesellschaft des Heiligen Römischen Reiches und am Übergang vom späten Mittelalter zur Frühen Neuzeit eingeordnet und damit ein weiterer Baustein zur Geschichte des Berner Münsters im Jubiläumsjahr 2017 – 500 Jahre nach der Einwölbung des Chors 1517 – vorgelegt werden.





Thüring von Ringoltingens Melusine. Wunsch und Norm. – *ULB Darmstadt, Inc IV 94, 62v.*

---

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Sowohl die Legende der Heiligen Drei Könige als auch der Kult des Heiligen Vinzenz hatte für die Stadt Bern wie für Thüring von Ringoltingen grosse Bedeutung. Die Heiligen Könige galten im Spätmittelalter als Patrone der Reisenden, Kaufleute und Adligen – drei soziale Merkmale, welche auch die Angehörigen der Familie von Ringoltingen für sich in Anspruch nahmen. Der Heilige Vinzenz, ein Diakon von Saragossa, galt seit 1255 und bis zur Reformation als Inhaber des Hauptpatroziniums des Berner Münsters; Niederberger, Vinzenz; Niederberger, Basilius: Die Verehrung des Martyrerdiacons Vinzenz in Bern. In: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte 31 (1937), 283–300.
- <sup>2</sup> Zu Entstehung und Begriff der Kirchenfabrik vgl. Reitemeier, Arnd: Pfarrkirchen in der Stadt des späten Mittelalters. Politik, Wirtschaft und Verwaltung. Wiesbaden 2005 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 177), 89–158; sowie Zapp, Hartmut: Fabrica ecclesiae. In: Lexikon des Mittelalters, Bd. 4. Weimar 1999, 214.
- <sup>3</sup> St. Vinzenzschuldbuch von 1448; Stadtarchiv Bern SAB\_A\_4\_1, fol. 0r.
- <sup>4</sup> Ein Pfund (lb) wurde in der mittelalterlichen Stadt Bern auf 20 Schillinge (ß) und ein Schilling auf 12 Pfennige (d) gerechnet; Giger, Hans-Ulrich: Berns Münz- und Geldgeschichte im Mittelalter. Bern 2014 (Schriften des Bernischen Historischen Museums 12).
- <sup>5</sup> Schuldbuch, fol. 39v.
- <sup>6</sup> In den überlieferten Rechnungen des Säckelmeisters betrug der Wechselkurs eines Guldens zwischen 1430 und 1458 zwischen 35 und 36 Schillingen; Gerber, Roland: Öffentliches Bauen im mittelalterlichen Bern. Verwaltungs- und finanzgeschichtliche Untersuchung über das Bauherrenamt der Stadt Bern 1300 bis 1500. Bern 1994 (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern 77), 22.
- <sup>7</sup> Schuldbuch, fol. 117r.
- <sup>8</sup> Schuldbuch, fol. 118v.
- <sup>9</sup> Zum Amt des Kirchenpflegers vgl. Tremp, Kathrin; Gutscher, Daniel: Andacht und Seelsorge. In: Rainer C. Schwings (Hrsg.): Berns mutige Zeit. Das 13. und 14. Jahrhundert neu entdeckt. Bern 2003, 389–400, hier 399f.
- <sup>10</sup> Die angedeuteten Zusammenhänge werden gegenwärtig bearbeitet im Rahmen eines SNF-Projekts: Das Berner Münster. Das erste Jahrhundert (1421–1517/1528), Projektleitung: Bernd Nicolai (IKG Bern), Jürg Schweizer (Berner Münster-Stiftung, Münsterbaukollegium).
- <sup>11</sup> Mojon, Luc: Der Münsterbaumeister Matthäus Ensinger. Bern 1967 (Berner Schriften zur Kunst 10). Zuletzt kontextualisiert in Böker, Johann Josef u.a.: Architektur der Gotik. Rheinlande. Salzburg 2013, 26–28.
- <sup>12</sup> Fouquet, Gerhard: Bauen für die Stadt. Finanzen, Organisation und Arbeit in kommunalen Baubetrieben des Spätmittelalters. Eine vergleichende Studie vornehmlich zwischen den Städten Basel und Marburg. Köln 1999 (Städteforschung, Reihe A: Darstellungen 48).
- <sup>13</sup> Reitemeier (wie Anm. 2), 89–158.
- <sup>14</sup> Zu Entstehung und Funktion von mehrere hundert Seiten umfassenden Amts- und Rechnungsbüchern, deren inhaltliche Gliederung die Verfasser bereits bei ihrer Anlage vorgaben vgl. Petter, Andreas: Schriftorganisation, Kulturtransfer und Überformung – drei Gesichtspunkte zur Entstehung, Funktion und Struktur städtischer Amtsbuchüberlieferung aus dem Mittelalter. In: Sarnowsky, Jürgen (Hrsg.): Verwaltung und Schriftlichkeit in den Hansestädten. Trier 2006 (Hansische Studien 16), 17–63; sowie Colberg, Katharina: Amtsbücher. In: Lexikon des Mittelalters, Bd. 1. Weimar 1999, 563f.

- <sup>15</sup> Noch im 17. Jahrhundert gehörte es zum Geschäftsrisiko eines Kaufmanns, 5 bis 17 Prozent seiner Forderungen als «desperate debts» abzuschreiben; Schuster, Peter: Soziale und kulturelle Aspekte des Schuldenmachens im ausgehenden Mittelalter. In: Signori, Gabriela (Hrsg.): Prekäre Ökonomien. Schulden in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Konstanz/München 2014 (Spätmittelalterstudien 4), 28.
- <sup>16</sup> Schuldbuch, fol. 20v. Schulden gerichtlich einzutreiben, wurde im Spätmittelalter in der Regel als «erjagen» bezeichnet; Signori, Gabriela: Schuldenwirtschaft. Konsumenten- und Hypothekarkredite im spätmittelalterlichen Basel. Konstanz/München 2015 (Spätmittelalterstudien 5), 57.
- <sup>17</sup> Schuldbuch, fol. 21r.
- <sup>18</sup> Stantz, Ludwig: Münsterbuch. Eine artistisch-historische Beschreibung des St. Vinzenzen Münsters in Bern. Bern 1865, 63–76; Haencke, Berthold; Müller, August: Das Münster in Bern. Festschrift zur Vollendung der St. Vinzenzenkirche. Bern 1894; sowie Grunau, Gustav (Hrsg.): Festschrift zur 500-jährigen Feier der Grundsteinlegung des Berner Münsters 1421/1921. Bern 1921 mit ausführlicher Bibliografie der älteren Forschungsliteratur.
- <sup>19</sup> Einen Überblick über den bisherigen Forschungsstand geben das Kapitel *Das Münster*. In: Beer, Ellen J.; Gramaccini, Norberto u.a. (Hrsg.): Berns grosse Zeit. Das 15. Jahrhundert neu entdeckt. Bern 1999, 421–482; Sladeczek, Franz-Josef: Der Berner Skulpturenfund. Die Ergebnisse der kunsthistorischen Auswertung. Bern 1999; Kurmann-Schwarz, Brigitte: Die Glasmalereien des 15. bis 18. Jahrhunderts im Berner Münster. Bern 1998 (Corpus vitrearum medii aevi, Schweiz IV); «Machs na». Ein Führer mit Materialien zum Berner Münster. 2 Bde. Bern 1993; Das Berner Münster. Bern 1993 (Schweizerische Kunstführer GSK); sowie Mojon, Luc: Das Berner Münster. Basel 1960 (Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern 4).
- <sup>20</sup> Schürch, Isabelle: Das St. Vinzenzen-Schuldbuch von 1448. Einblicke in den Finanzierungsalltag des Berner Münsters. Lizenziatsarbeit (unveröffentlichtes Manuskript), eingereicht bei Urs Martin Zahnd an der Universität Bern am 1. Juli 2007.
- <sup>21</sup> Wülfing, Inge-Maren: Artikel Buchhaltung. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 2. Stuttgart/Weimar 1999, 830.
- <sup>22</sup> Gefördert wurde die internationale Tagung vom Fonds der Mittelbauvereinigung der Universität Bern (MVUB), dem Stadtarchiv Bern und der Ellen J. Beer-Stiftung. Als Moderatoren, Respondenten, Diskutanten und Referenten waren neben Herausgebern und Autoren dieser Publikation folgende Personen eingeladen: Wolfgang Augustyn (ZI München), Vinzenz Bartolome (STA Bern), Stefan Bürger (IFK Würzburg), Christofer Herrmann (Danzig), Bernd Nicolai (IKG Bern), Norbert Nussbaum (IFK Köln), Zoë Opačić (Birkbeck, London), Assaf Pinkus (Tel Aviv), Marc Carel Schurr (IFK Strassburg), Gerald Schwedler (HI Zürich), Jürg Schweizer (SBM) und Ulrich Söding (IfK München).
- <sup>23</sup> Die Transkription des St. Vinzenzenschuldbuchs sowie die Lizenziatsarbeit von Isabelle Schürch sind publiziert auf der Homepage des Stadtarchivs Bern unter [www.bern.ch/stadtarchiv](http://www.bern.ch/stadtarchiv).
- <sup>24</sup> Zuerst referierte der Verfasser (RN) im Rahmen der internationalen Tagung *Forum Kunst des Mittelalters*. Deutscher Verein für Kunstwissenschaft, Freiburg im Br., 18.–21. September 2013, mit dem Titel *Die Junker am Bau: nur Legende? Das Berner Münster zwischen Reich, Kirche und Stadt*. Der Vortrag wurde besprochen von: Mudra, Aleš; Filip, Srovnal. In: UHS – Czech Association of Art Historians (CAAH), 25/2 (2013), 24–26.
- <sup>25</sup> Gerber, Roland: Gott ist Burger zu Bern. Eine spätmittelalterliche Stadtgesellschaft zwischen Herrschaftsbildung und sozialem Ausgleich. Weimar 2001 (Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte 39), 239–316.

- <sup>26</sup> Thüring von Ringoltingen, Melusine (1456). Nach dem Erstdruck Basel; Schnyder, André (Hrsg.): Richel um 1473/74, in Verbindung mit Rautenberg, Ursula, Bd. 1: Edition, Übersetzung und Faksimile der Bildseiten, Bd. 2: Kommentar und Aufsätze. Wiesbaden 2006.
- <sup>27</sup> Fouquet (wie Anm. 12). Arnd Reitemeier verdeutlichte anhand der Untersuchung von 113 Rechnungsbüchern die Möglichkeit einer solch ausgerichteten Forschung, das Berner Schuldbuch wurde jedoch nicht berücksichtigt; Reitemeier (wie Anm. 2), Anhang IV, 697–705.

# Kirchenfabrik und Hütte

*Richard Němec*

Die Organisation der kommunalen Kirchenprojekte zu Beginn des 15. Jahrhunderts hatte spezifische Formen angenommen, die sich grundsätzlich von den Finanzierungspraktiken des Kathedralbaus der vorangegangenen Jahrhunderte unterschieden.<sup>1</sup> In letzter Zeit wendet sich die Architekturforschung zunehmend auch diesem Bereich zu, wozu folgende These festzuhalten ist: Die nordalpinen Kommunen des 14. und 15. Jahrhunderts – darunter auch Bern – erwiesen sich als zahlungskräftige Auftraggeber, die neben den modifizierten Verwaltungspraktiken und zusammen mit den ausgewählten Architekten – in diesem Fall der Familie Ensinger – hervorragende architektonische Erzeugnisse hervorgebracht haben. Bern reiht sich mit seinem Münster in die Gruppe weiterer Baustellen ein, an deren Errichtung die Ensinger als eine der leistungsstärksten Werkmeisterfamilien der damaligen Zeit beteiligt waren.<sup>2</sup>

Eine zunehmend professionalisierte Rolle im Planungsprozess nahmen nachweislich die städtischen Verwaltungen ein, indem sie einerseits Vorgänge selbst steuerten, andererseits Subkorporationen genehmigten und die zu leistende Arbeit delegierten. Die Stadt Bern war mit ihren aufgefächerten Ämtern in mehrerlei Hinsicht progressiv: Sie hatte nach dem grossen Brand von 1405 diverse Bestimmungen durchgesetzt, wie man «nach der brunst buwen sol», und tatsächlich entstand auf alten «Hofstätten»-Parzellen die «nuwenstat» an der «steininon brugge» – beinahe aus einem Guss.<sup>3</sup> Bei der Durchsetzung dieser politisch sensiblen Initiativen bediente sich die Stadt einer kommunal-amtlichen Rhetorik: Wie das St. Vinzenzschuldbuch 1448 übermittelt, sollten die Satzungen, wie sie «in der stat bûch geschriben» sind, den Beteiligten «merer sicherheit willen dis ordnung» bieten (fol. 115v). Die Zunahme der städtischen Aufträge hatte ebenfalls einen Ausbau der Bauverwaltung zur Folge. Ab 1448 wurde das städtische Bauamt noch um einen Bauamtsweibel (fol. 7v) ergänzt, sodass nun auch die baupolizeiliche Seite bei den Alltagsvorgängen abgedeckt war.<sup>4</sup> Die Durchsetzung solcher Baubestimmungen verlief allerdings nicht immer reibungslos, wie mehrere Vorgänge dokumentieren. So hatten Privatleute bei der Planung des neuen Rathausgebäudes ihre Belange zurückzustellen. Konrad Justinger berichtet beispielsweise darüber, wie das vorgesehene Grundstück für den Rathausbau aus dem Besitz des «cuonrat von burginstein», der in Ungnade fiel, «in der stat hand» kam.<sup>5</sup>

Vom Münsterbau war die Mehrheit der Berner Bürger direkt betroffen. Sie waren von dem «grossen apas» Papst Martins V. «gewaltig und ungewaltig» dazu animiert worden, zur Unterstützung des geplanten Münsterbaus «almusen» abzugeben.<sup>6</sup> Damit ist eine der Finanzierungsquellen bekannt,<sup>7</sup> doch daneben



Blick in den Altarraum des Münsters. – Kantonale Denkmalpflege.  
Fotosammlung, Berner Münster, Kt. Nr. 7, IV, B 1362.

waren noch weitere Einkünfte vorgesehen. Diesbezüglich hatten sich die Berner an den Papst gewandt mit der Bitte, der Kirchenfabrik der Pfarrkirche St. Vinzenz in Bern die Kirchensätze von Grenchen und Äschi (Kt. Solothurn) zu inkorporieren, da ihr Ausgaben für ein neues Bauwerk bevorstünden; Martin V. entsprach der Forderung. Am 2. Mai 1418 wurde die Berner Pfarrkirchenverwaltung in dem dazu verfassten Mandat als «fabric(a) parrochialis ecclesie sancti Vincentij dicti opidi» bezeichnet.<sup>8</sup> Zwischen dem 24. Mai und dem 3. Juni 1418 stattete der Papst der Stadt Bern einen Besuch ab.<sup>9</sup> Dabei inkorporierte er am 29. Mai 1418 der Kirchenfabrik die Pfarrkirchen von Aarberg und Ferenbalm mit den zugehörigen Einkünften. Dies deutet darauf hin, dass bereits vor diesem Datum entsprechende Massnahmen getroffen worden waren. So wurde eine Schätzung der Kosten für den Neubau erstellt, die insgesamt circa 100 000 Gulden ergab: Die städtische Finanzinstitution wurde als «camera» bezeichnet, die Petenten, das heisst der Stadtrat von Bern, «wünschen dieselbe Kirche, wenn der Bau schon begonnen ist, vollkommen zu erbauen und zu vollenden».<sup>10</sup> Bern verstand es damit, aus den kirchlich-gesellschaftlichen Unruhen während des Konstanzer Konzils einen politisch-wirtschaftlichen Nutzen zu ziehen und das bereits zu diesem Zeitpunkt begonnene, bis dahin teuerste städtische Vorhaben – den Bau der St. Vinzenzkirche – unter anderem mithilfe des Heiligen Stuhls durchzusetzen. Doch die gleiche päpstliche Urkunde hält fest, dass die Möglichkeiten zur Unterstützung der Kirche unzureichend waren, weil sie keinen Ertrag und kein jährliches Einkommen hatte bis auf diejenigen, die sie Tag für Tag als Spenden von gläubigen Christen erhielt: «cum nullos habeat fructus seu annuos redditus preter illos qui ad eam quotidie ex Christi fidelium largitione perveniunt».<sup>11</sup> Eine ständige und gezielte Suche nach neuen Finanzquellen war daher unerlässlich. Ebenso unerlässlich war es in Bezug auf dieses bis dahin aufwändigste städtische Projekt, die Position der Finanziere und Verwalter zu festigen, die mit ihren oft innovativen Lösungen den Geldfluss steuerten und damit eine solche Leistung überhaupt erst ermöglichten.<sup>12</sup>

Das St. Vinzenzschuldbuch bietet durch seine Fülle an Informationen einen einmaligen Einblick in den Alltag der Baufinanzierung am Münster. Demgemäss fungierten die Berner «kilchen buwes pflēger» (fol. 0) als Bindeglieder zwischen der ausgebauten städtischen Bauverwaltung und der Münster-Baustelle. In Bezug auf die konkreten Abwicklungen kam dabei «Thuering» und anderen Kirchenpflegern wie «Hanns Frengkli» und «Hans Schuetz» – den Berner Adeligen und Notabeln – eine entscheidende Rolle zu (fol. 60v). Eine weitere untergeordnete Instanz bildete das Amt des Schaffners, der das Tages-

geschäft regelte und ebenfalls im Schuldbuch dokumentiert ist: So wird «Fogel der helgen schafner» mehrmals genannt (fol. 12r, vgl. auch fol. 13r, 42r).

Als Erstes wurde durch die Hand Thüring von Ringoltingens die bis dahin übliche Zettelwirtschaft reorganisiert und das Archiv, das bis dahin nicht besonders effektiv geführt worden war, neu geordnet. Die zur Verwaltung benötigten Bücher, Rollen, Listen und Briefe lagen bislang ungeordnet in einer Kiste, die hinter dem Schreibtisch des Kirchenpflegers stand.<sup>13</sup> Diese Ansammlung zu ordnen und die vorhandenen Informationen zu bündeln, war unabdingbar, nicht zuletzt, um verlässliche Daten zu gewinnen und Verbindlichkeiten in Bezug auf die Schuldtilgung seitens der Berner Elite einzuschalten. Durch die Rückzahlungsverpflichtungen war zudem gewährleistet, dass die Bauarbeiten an der St. Vinzenzkirche effizienter organisiert sowie stringenter kontrolliert wurden. Die Berner Verwaltungsstrukturen scheinen dabei mit jenen im Heiligen Römischen Reich übereinzustimmen, wie die umfassenden Untersuchungen von Arnd Reitemeier zur Administration der Kirchenfabrik nahelegen. Reitemeier streift die Organisationspraktiken der Kommunen des 15. Jahrhunderts als ein wesentliches Segment der kirchlichen, wirtschaftlichen, sozialen und politischen Geschichte der Stadt im späten Mittelalter.<sup>14</sup> Die Finanzen gehörten – so Reitemeier im Sinne von Gerhard Fouquets Arbeiten<sup>15</sup> – zu den bestgehüteten Geheimnissen der jeweiligen Amtsträger, und in Bern schloss deren erweiterter Kreis auch die Kirchenpfleger mit ein.<sup>16</sup> Diese waren gegenüber dem Rat der Stadt verantwortlich. Indem das Wissen um die Finanzen zu einer Art Geheimsphäre gehört, die Hierarchien und limitierten Zugängen unterworfen war, kann ihnen ausserdem eine elitäre Eigenschaft und Exklusivität zugesprochen werden.

Eine solche Auslegung beweist die Tatsache, dass die Kirchenfabrik in den päpstlichen Urkunden genannt, vor allem jedoch, dass sie in der «stiftlich uffrichtung der nüwen pfarrkilchen» vom 4. März 1485 im Zuge der Einrichtung des Kollegiatstiftes St. Vinzenz definiert wurde. Erstens kam den Kirchenpflegern als Leitern der «fabrica» die Sorge für die Kirche als Bauwerk zu: «so behalten wir uns harinn vor den baw unser lütkirchen mit allem und jeklichem [...]» («stiftlich uffrichtung», Ziff. 12). Und zweitens waren sie für die Innenausstattung samt den liturgischen Geräten zuständig («stiftlich uffrichtung», Ziff. 11).<sup>17</sup> Somit können die Forschungen zu den Pfarrkirchen, die dank Klaus Jan Philipp und jüngst Marc Carel Schurr auf eine breite Basis gestellt wurden, auch für Bern fruchtbar gemacht werden.<sup>18</sup> Der Neubau einer Kirche und besonders des Chores durch die Gemeinde als jenen Neuen Gründer («funda-



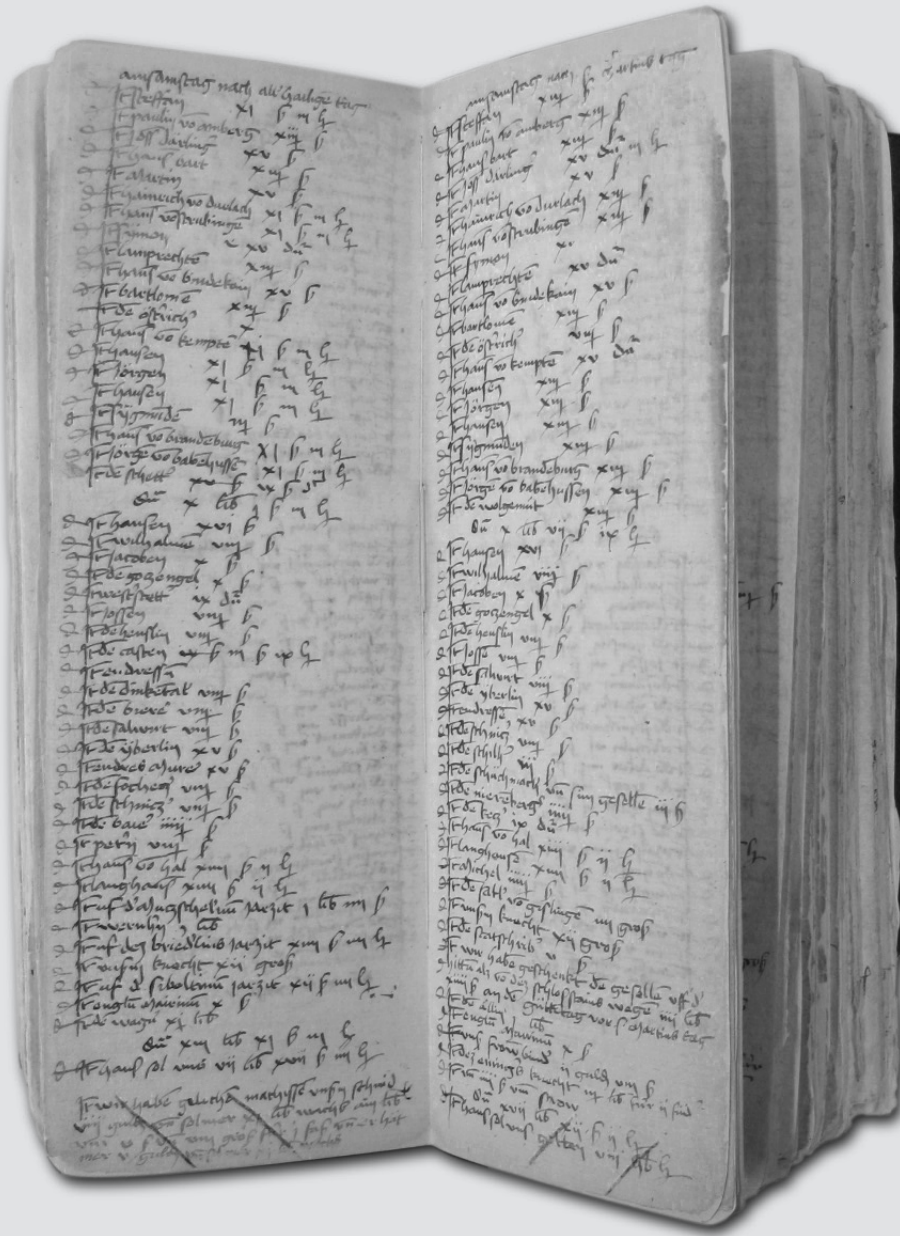
tor verus») besass somit nach 1484/85, nach der Gründung und Etablierung des Kollegiatstifts, eine legitimierende Kraft, wobei die von einer Stadt geleiteten materiellen Aufwendungen beim Bau der Kirche mit Entschädigungen und dem zinstragenden Kapital vergütet wurden: «und dabi ouch tragen an sich nehmen und verzinsen die summen houptgült» («stiftlich uffrichtung», Ziff. 9). Aus der Schreibtätigkeit von Ringoltingens wird überdies ersichtlich, dass der von Carl Alexander Heideloff eingeführte Oberbegriff einer «Bauhütte», der als Synonym für die gesamte Kirchenbauverwaltung wie den operativen Baubetrieb immer noch diffus verwendet wird, für den nordalpinen Raum korrigiert werden kann.<sup>19</sup> Zuletzt äusserte Christofer Herrmann Bedenken bezüglich des unreflektierten Umgangs mit «alteingesessenen» Begriffen und Vorstellungen zur mittelalterlichen Bauhüttenpraxis; seine Beobachtungen bezogen sich allerdings auf das nördliche Europa, wo der Backsteinbau vorherrschte.<sup>20</sup>

Konkrete Belege für eine weitere Differenzierung für den Süden des Heiligen Römischen Reiches liegen in gebündelter Form auch dank des Schuldbuches vor. Die Notiz: «Item [...] hett dem heiligen dar gelichen amm hüttenwerk» (fol. 46v) dürfte in ihrer präzisen Wortwahl auf eine Unterscheidung zwischen der Bauverwaltung und der Kirchenfabrik hingewiesen haben, die zuerst in der bereits ausgewerteten päpstlichen Urkunde von 1418 fixiert «fabric(a) parrochialis ecclesie sancti Vincentij» und im Schuldbuch eben als der Heilige («heilgn») bezeichnet wurde. Darüber hinaus verweist sie auch auf den operativen Baubetrieb. Hierzu zählte überwiegend die Organisation der Steinmetze sowie Bildhauer, als «hütten» bezeichnet, die das genannte «Hüttenwerk» anzufertigen hatten. Damit wird die seit Langem vermutete Ausdifferenzierung für die architekturhistorische Forschung belegt.<sup>21</sup>

Durch die Abstufung der jeweiligen, auch juristisch definierten Partizipialgruppen wird nicht zuletzt deren entsprechende Positionierung innerhalb eines Bauunternehmens deutlich.<sup>22</sup> Ausserdem werden auf fol. 82v weitere Gewerke mit ihren konkreten Bücherarten übermittelt, die in einem Baubuch erfasst werden, das das operative Geschäft beschreibt: «Hie nâch stât das uszgeben, so ich Thuerig von Rinkoltingen getan han von Sanct Vincencyen wegen, uszgenomen der Recht buw hütten büch, grûben büch, Rumbknecht, zimberluet, ziegler, schmid, fûrlût und ander, das stât alles imm buw büch.»<sup>23</sup> Auch die Einleitung des Schuldbuches besagt: «was den buw an trifftet, das stât imm Buwbüch.» Im Zusammenhang mit der Zahlung der Materialkosten und Arbeitslöhne wird ebenfalls mehrmals auf dieses Baubuch verwiesen.<sup>24</sup> Es verfügte über einen Anhang, der die Urkunden beziehungsweise Briefe enthielt

(fol. 6v). Allerdings ist es heute nicht mehr erhalten, ebenso wie ein «alten buw buoch» (fol. 6v) sowie ein «hüttenbüch» (fol. 10r, fol. 82v) und «gross breit büch» (fol. 59r) die allesamt im St. Vinzenzenschuldbuch genau unterschieden werden. Diese Differenzierung belegt auch folgende Passage: [...] «stät imm buw büch folio 55 nächst nach der hüttenbüch» (fol. 10r), wobei sie zugleich impliziert, dass das Hüttenbuch ein Teil des Baubuchs war. Zudem sind ein Soldbuch, ein «núwer Rodel» (fol. 11r) und ein «Jahr[zeiten]buch» (fol. 15r) bekannt, jedoch nicht überliefert.<sup>25</sup> In Bezug auf die konkrete operative Abrechnung, die sich wiederholte, verweist das Schuldbuch zudem mehrmals auf ein kleines, langes Rechnungsbuch, das «kleine langen büch»,<sup>26</sup> das vermutlich der Funktion und dem Format nach mit den von Joseph Neuwirth edierten Prager Dombaurechnungsbüchern aus den 70er-Jahren des 14. Jahrhunderts oder mit den Ulmer Rechnungsbüchern gleichzusetzen ist, die ab 1417 lückenhaft überliefert sind.<sup>27</sup> Die seit dem Ende des 14. Jahrhunderts vorhandenen, bisher jedoch nur zum Teil zugänglichen Strassburger Rechnungsbücher weisen zwar ein anderes Format auf, sind vom inhaltlichen Aufbau her aber dennoch mit dem kleinen Buch vergleichbar.<sup>28</sup>

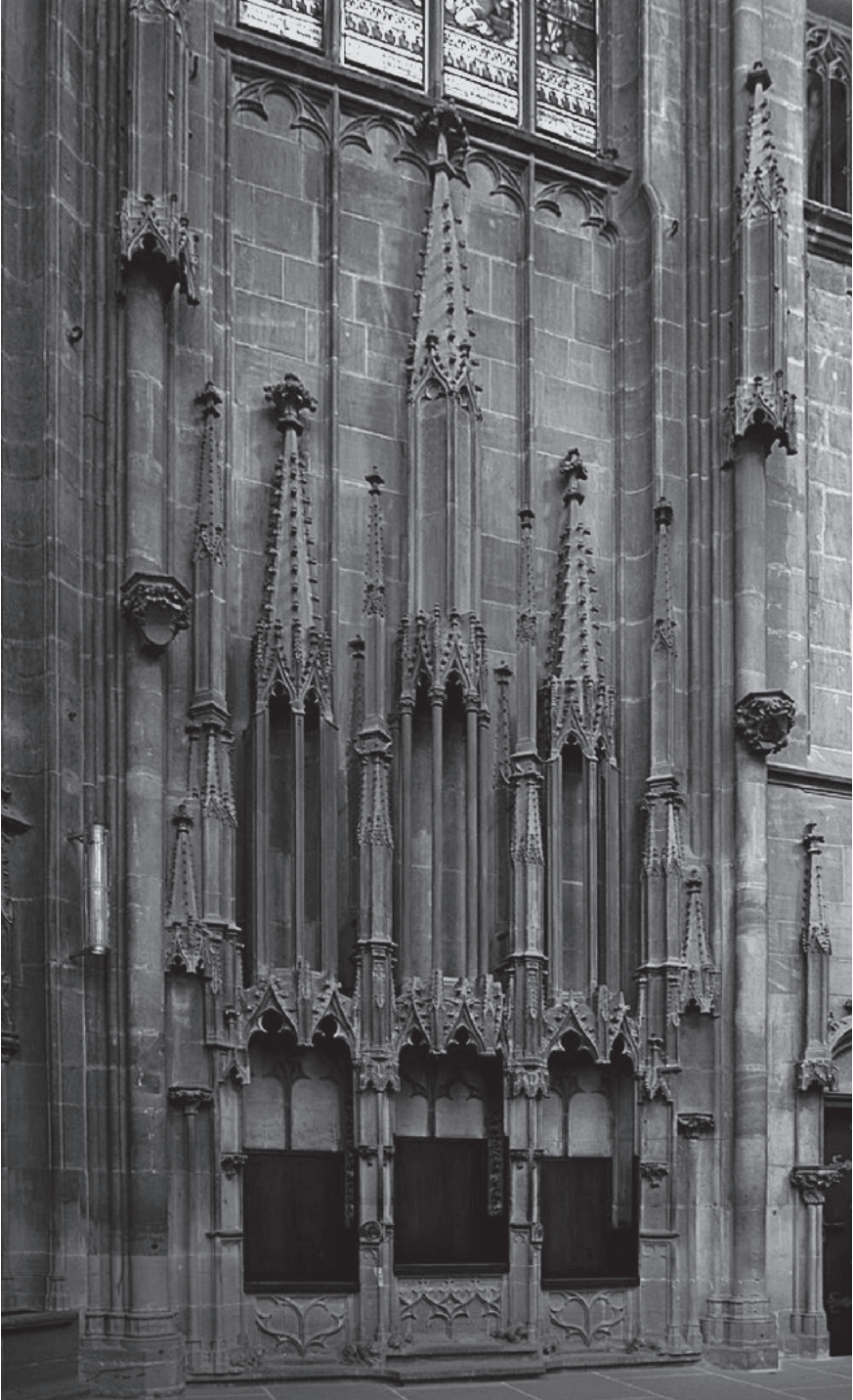
Das Schuldbuch übermittelt damit eine konkrete Differenzierung in Bezug auf die Arbeitsorganisation, wobei ersichtlich wird, dass die Berner Stifter eine konkrete Vorstellung von den anzuwendenden Ausführungsmodalitäten hatten. Es wurde zwischen «buw» und «gezierd(e)» unterschieden, wohl zwischen dem Rohbau und der baugebundenen Ornamentik, allenfalls der mobilen Ausstattung, wobei diese Differenzierung die Quelle nicht näher bestimmt.<sup>29</sup> Im Jahre 1484 wurde «unser kilchen gezierd» lediglich in Bezug auf die liturgischen Geräte spezifiziert.<sup>30</sup> In einem Fall wurde auf Bau doppelt so viel gestiftet wie auf Zier (fol. 91r): «Item hat geordnet Dumo der schnider 10 fl an den bu, hoeren 5 fl an die gezier.»<sup>31</sup> Und tatsächlich ergeben sich einige stilistische Abstufungen in der Baugestalt des Münsters, wobei gewisse Vereinfachungen der architektonischen Sprache eben nicht nur unter finanziellem Aspekt erklärbar sein dürften, sondern auf verschiedene Bauorganisation wie -kompetenzen zurückgingen. Während z.B. die Portale und das Altarhaus – ein beredtes Beispiel dafür ist der im Schuldbuch erwähnte Dreisitz – samt ihrer Ornamentik formal sehr anspruchsvoll ausgeführt wurden und unter die «Abteilung Ausstattung» fallen, ist die Systematik des Grundrisses sowie die konstruktive Lösung des reduzierten Hochwandsystems wie des Strebewerks auf die «Abteilung Bau» zurückzuführen. Allerdings ist noch ungeklärt, ob diese Arbeiten allesamt von ein und derselben Bauhütte ausgeführt wurden oder ob es auch externe Handwerker gab.



Ulmer Rechnungsbuch «langen Formats». Rechnungsbüchlein des Pfarrkirchenbaupflegeamtes. – Stadtarchiv Ulm, Pfarrkirchenbaupflegeamt 1, Bestand A, 7081. Foto: Richard Némec 2017.

Neben anderen Berner Familien waren es insbesondere die Ringoltingen, die den Bau in der Krisenzeit während des Alten Zürichkriegs und des Kriegs gegen Freiburg vorantrieben und die Pflege des Münsters als prospektiv gedachte Legitimierungsmassnahme zu institutionalisieren beabsichtigten beziehungsweise dies auch umsetzten. Insofern ermöglichte Thürings Amt es ihm einerseits, durch das St. Vinzenzschuldbuch die Einnahmen zu kontrollieren und eine gesellschaftlich sichtbare Position zu erlangen, auch wenn diese nicht zu dem typischen *cursus honorum* gehörte.<sup>32</sup> Andererseits wird durch die konkreten Stiftungen, zu denen neben dem Dreikönigsaltar auch die Stiftung des Dreikönigsfensters gehört – also durch die gleichermaßen behandelte Frage der Geldverwaltung wie der öffentlich zur Schau getragenen Frömmigkeit der Familie von Ringoltingen, die erst seit zwei Generationen einen festen Platz unter den führenden Ratsgeschlechtern hatte –, eine weitere Eroberung öffentlichen Raumes erreicht.<sup>33</sup> Zugleich wird auch die private Seelsorge bekräftigt. Die entsprechenden Bestrebungen, das Sozialprestige zu erhöhen beziehungsweise es an kommende Generationen weiterzugeben, waren allerdings mit immensen Ausgaben bis hin zum Bankrott verbunden. Unter der Verwaltung von Thuring und bedingt durch die zeitspezifische Inflation, verursacht unter anderem durch die politischen Unruhen, verminderte sich das Vermögen der Notabelfamilie von Ringoltingen von 31 000 auf 7 000 Gulden.<sup>34</sup> Dennoch oder gerade deswegen – so die Beobachtung – widmeten die Herren von Ringoltingen alias Zigerli sowie einige weitere Ratsgeschlechter in der Zeit der Kirchenkrise wie auch politischer Unruhen einen nicht geringen Teil ihres Vermögens dem Bau der St. Vinzenzkirche, um ihr Geschlecht und grundsätzlich die seit Kurzem gegründete dynastische Politik zu behaupten, aber auch, um ihre ewige private Seelsorge sowie ihren öffentlichen Ruhm zu sichern. Allerdings gab es im Leben Thuring von Ringoltingens ein entscheidendes privates Ereignis, das als eine Art Familienkrise bezeichnet und als möglicher Auslöser für eine derartig aktive Stiftertätigkeit angesehen werden kann. Thuring – wie übrigens auch ein anderer wichtiger Wohltäter, der um 1425 gestorbene Altschultheiss Petermann von Krauchthal<sup>35</sup> – war der letzte männliche Nachkomme einer hoch angesehenen Familie. Mit Thuring starb die Familie von Ringoltingen 1483 in männlicher Linie aus.

Angelegt vom zuständigen Kirchenpfleger, erfasst das St. Vinzenzschuldbuch diverse Traktanden der städtischen Agenda; es dokumentiert die zunehmende Institutionalisierung und differenzierte Professionalisierung der Bauverwaltung und des Baugewerbes im Allgemeinen. Vor allem aber legt es von



«[...] da die phriester uff rüven, wen si ab altdar gand».  
Der sogenannte Priesterdreisitz des Berner Münsters – Foto:  
Richard Nêmec 2014.



Berner Münster. Ringoltingen-Fenster mit der Dreikönigslegende.  
Stifterwappen im «Couronnement» des Chorfensters Nord III. – Foto:  
*Richard Nêmec 2017.*

einer facettenreichen Organisation des Kirchenbaubetriebs Zeugnis ab. Aber auch das Netzwerk der zentralen Hütten des Heiligen Römischen Reichs, in dessen Rahmen das Berner Unternehmen agierte, wird durch das St. Vinzenzschuldbuch greifbar. Nicht zuletzt enthält das Schuldbuch prosopografisches Material, das bisher nicht einmal ansatzweise ausgewertet wurde: Bernerinnen und Berner sind hier in unterschiedlichen Kontexten thematisiert, wodurch die Informationen in den restlichen Büchern, unter anderem den sogenannten Udelbüchern, aber auch den Ratsmanualen und Stadtrechnungen wie auch den narrativen Quellen komplementiert werden können, so etwa in der Justinger-Chronik. Betrachtet man daher nicht nur die Schriftquellen, sondern auch die dingliche Überlieferung mit ihrer jeweiligen Entstehungsgeschichte und ihrem weiteren Geschick als mediale Projektionsfläche der aufgestiegenen Berner Elite, die sich zunehmend auch durch geschickt angelegte Repräsentationspraktiken zu legitimieren wusste, so wird die vielfältige Bedeutung der Bauunternehmen deutlich. Mit dem Bau des Münsters und der modifiziert definierten Urbanität wird nachhaltig ein entscheidender Wendepunkt in dem stets polarisierten Handlungsrahmen der Stadt Bern markiert. Denn erst durch ihre monumentalisierte, der Tradition verhaftete Architektur gelang den Auftraggebern eine entsprechende Visualisierung im Rahmen der führenden vormodernen gesellschaftlichen Ordnungen, wodurch gewiss zugleich auch die Pflege ihrer eigenen *memoria* realisiert wurde. Anhand des St. Vinzenzschuldbuchs von 1448 können die jeweiligen soziologisch-geschichtlich konnotierten Phänomene in ein übergeordnetes System einer partikulären Gesellschaft am Übergang vom späten Mittelalter zur Frühen Neuzeit eingeordnet werden.

---

### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Vroom, Wim: *Financing Cathedral Building in the Middle Ages*. Amsterdam 2010, 69–86; differenziert Schöller, Wolfgang: *Die rechtliche Organisation des Kirchenbaus im Mittelalter*. Köln, Wien 1989.
- <sup>2</sup> Aktuell werden die Forschungen im Rahmen eines SNF-Projekts zum Berner Münster zusammengetragen. Vgl. Einleitung Anm. 10.
- <sup>3</sup> Welti, Friedrich Emil (Hrsg.): *Das Stadtrecht von Bern I und II*, 2. Aufl. bearb. v. Rennefahrt, Hermann. Aarau 1971 (Sammlung schweizerischer Rechtsquellen, Abt. II: Die Rechtsquellen des Kantons Bern I/1–2, Stadtrechte), hier SSRQ BE I/1–2, Nr. 78, 252; vgl. ebd. Nr. 79, 252: «Das man kein hofstat vnder XXIII schüchen in zwei hufer buwen sol»; sowie Studer, Gottlieb (Hrsg.): *Berner Chronik des Conrad Justinger*. Bern 1871, Nr. 323, 195f., 14. Mai 1405.

- <sup>4</sup> SSRQ BE I/1–2, Nr. 125, 92f. Gerber, Roland: Öffentliches Bauen im mittelalterlichen Bern. Verwaltungs- und finanzgeschichtliche Untersuchung über das Bauherrenamt der Stadt Bern 1300 bis 1550. Bern 1994, 39, listet weitere Ämter auf.
- <sup>5</sup> Studer (wie Anm. 3), Nr. 329, 201. Vgl. Germann, Georg; Wenk, Hans: Das Rathaus: der Bau von 1406–1417. In: Beer, Ellen J. (Hrsg.): Berns grosse Zeit. Bern 1999, 301–306, mit Wiedergabe der Forschungen von Paul Hofer.
- <sup>6</sup> Studer (wie Anm. 3), Nr. 469, 289f. Ebenfalls durch das Schuldbuch, fol. 69v bestätigt.
- <sup>7</sup> Verifiziert durch eine Bittschrift Berns an Papst Martin V. um Ablässbewilligung am 9.8.1418. Archivio Segreto Vaticano, Registra Supplicationum 116, fol. 24b. In: SSRQ BE I/6.1, Nr. 11a, 136f.
- <sup>8</sup> Staatsarchiv Bern: Fach Büren, 2.5.1418. In: SSRQ BE I/6.1, Nr. 7a, 51–53, Zit. 52.
- <sup>9</sup> Regesta Imperii 11, 1, entsprechende Einträge; Studer (wie Anm. 3), Nr. 241.
- <sup>10</sup> Staatsarchiv Bern: Fach Arberg, 29.5.1418. In: SSRQ BE I/6.1, Nr. 7b, 53–55: «desiderent ecclesiam ipsam, prout iam incepta est, perfici et compleri [...]»
- <sup>11</sup> Ebd.
- <sup>12</sup> Vgl. eine Tagung zum: «Cash-Flow im späten Mittelalter. Kirchliche und kommunale Bauvorhaben zwischen Konflikt und Konsens», veranstaltet von Richard Nemeč und Gerald Schwedler, 23.–24.3.2017, Bern.
- <sup>13</sup> Vgl. ebd. fol. 34v: «hinder mir in der kisten by den briefen»; fol. 38v: «lit in der kisten»; fol. 29v: «ein missive lit im kistlin»; fol. 52v; fol. 75v: «ist in Sant Winzenzen kisten.»
- <sup>14</sup> Auch: Reitemeier, Arnd: Pfarrkirchen in der Stadt des späten Mittelalters. Politik, Wirtschaft und Verwaltung. Stuttgart 2005 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 177), 28, 368–370, 617 u.a.
- <sup>15</sup> Fouquet, Gerhard: Bauen für die Stadt. Finanzen, Organisation und Arbeit in kommunalen Baubetrieben des Spätmittelalters. Köln 1999 (Städteforschung, Bd. A/48).
- <sup>16</sup> Reitemeier, Arnd: Die Pfarrgemeinde im späten Mittelalter. In: Bünz, Enno; Fouquet, Gerhard (Hrsg.): Die Pfarrei im späten Mittelalter. Ostfildern 2013 (Vorträge und Forschungen, Bd. 77), 341–375.
- <sup>17</sup> SSRQ BE I/6.1, Das Stadtrecht von Bern VI: Staat und Kirche (1960), Nr. 14f., 184–193, 4. März 1485, Bern: «die stiftlich uffrichtung der nüwen pfarrkilchen, der pffaffen fryheit, ordnung.»
- <sup>18</sup> Philipp, Klaus Jan: Pfarrkirchen. Funktion, Motivation, Architektur. Marburg 1987 (Studien zur Kunst- und Kulturgeschichte, Bd. 4); Schurr, Marc Carel: Architektur als politisches Argument. Die Pfarrkirche als Bauaufgabe der mittelalterlichen Städte im Südwesten des Reiches. In: Bünz Enno; Fouquet (wie Anm. 16), 259–278.
- <sup>19</sup> Heideloff, Carl Alexander: Die Bauhütte des Mittelalters in Deutschland. Nürnberg 1844.
- <sup>20</sup> Herrmann konstatierte u.a. für den Backsteinraum keine Bauhütten; es handelte sich eher um Werkstattstrukturen eines komplexen Baubetriebs. Herrmann, Christofer: Buchbesprechung von: Bürger, Stefan; Klein, Bruno (Hrsg.): Werkmeister der Spätgotik. Darmstadt 2009. In: Sehepunkte, 11,3 (2011).
- <sup>21</sup> Vgl. Binding, Günther: Baubetrieb im Mittelalter. Darmstadt 1993.
- <sup>22</sup> Zur Entstehung der frühneuzeitlichen Formen der Organisation und Verwaltung: De Maddalena, Aldo; Kellenbenz, Hermann (Hrsg.): Finanzen und Staatsräson in Italien und Deutschland in der frühen Neuzeit. Berlin 1992 (Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient, Bd. 4).



- <sup>23</sup> Schuldbuch, fol. 82v. Das Grubenbuch dürfte sich auf ein Verzeichnis der Gruben- resp. Materialkosten der Sandgruben bezogen haben.
- <sup>24</sup> Schuldbuch, fol. 4r: «stät alles im buw büch folio 44»; ebd., fol. 33v: «Item Hans von Bern sol dem heiligen als das hie hinden stät folio 48 [...]»; ebd., fol. 48r: «süch imm buw büch amm andren blatt»; ebd., fol. 48v: «stät auch imm buwbüch folio 121»; ebd., fol. 54v: «als im buw büh stät»; Umschlag hinten innen: «imm buw büch».
- <sup>25</sup> Vgl. die Bücher zu einem anderen zeitlich nahen Objekt, Gerber, Roland: Finanzierung und Bauaufwand der ersten St. Oswaldkirche in Zug (1478–1486). In: *Unsere Kunstdenkmäler* 43 (1992), 51–66.
- <sup>26</sup> Schuldbuch, fol. 55r; ebd., fol. 72r: «stat im kleinen langen büch am sechsden blat»; ebd., fol. 60r: «aber sol er das gelt das im langen bu büch stat»; ebd., fol. 44v, 59r: «kleinen büchlin». Vgl. ebd., fol 58v.
- <sup>27</sup> Archiv Pražského hradu [Archiv der Prager Burg], Archiv metropolitní kapituly u sv. Víta v Praze [Archiv des Metropolitankapitels zu St. Veit Prag], Sign. Cod. XI/1. In: Neuwirth, Joseph: *Die Wochenrechnungen und der Betrieb des Prager Dombaues in den Jahren 1372–1378*. Prag 1890; Suchý, Marek: *Solutio hebdomadaria pro structura templi Pragensis (1372–1378)*. Praha 2003 (Castrum Pragense, Bd. 5); Stadtarchiv Ulm, Pfarrkirchenbaupflegerramt 1, Rechnungen der Münsterbauhütte, A 7077, A.A.-Sign. A 182 1417–1421, A 7078, A.A.-Sign. A 183 1424, A 7079, A.A.-Sign. A 184 14. Oktober 1429, A 7079a, A.A.-Sign. A 184 10 März 1430, A 7080, A.A.-Sign. A 186 28. Oktober 1446, A 7081, A.A.-Sign. A 186 16. Oktober 1465, A 7082, A.A.-Sign. A 188 27. April 1518. An der Transkription sowie der Auswertung der Rechnungsbücher arbeitet derzeit Anne-Christine Brehm vom Karlsruher Institut für Technologie.
- <sup>28</sup> Archives de la ville de Strasbourg, Sign. 1 OND 46. Madame Dr. Pijaudier-Cabot danke ich für die Unterstützung bei den Recherchen.
- <sup>29</sup> Im Schuldbuch, fol. 30v, wird festgehalten: «Item Caspar von Scharnachtel sol an die kilchen, ich weiss aber nitt, ob es an die gezierd oder ann buw hoert, seit er mir selbst tût – 60 Gulden.»
- <sup>30</sup> SSRQ BE I/6.1, «stiftlich uffrichtung» Ziff. 11.
- <sup>31</sup> Vgl. Schuldbuch, fol. 79v: «aber ein guldin gab in frou an die gezierd.»
- <sup>32</sup> De Capitani, François: *Adel, Bürger und Zünfte im Bern des 15. Jahrhunderts*. Bern 1982 (Schriften der Berner Burgerbibliothek, Bd. 16).
- <sup>33</sup> Wildermann, Ansgar (Hrsg.): *La visite des églises du diocèse de Lausanne en 1453*, Bd. 2. Lausanne 1993 (Mémoires et documents publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande, 3<sup>e</sup> série, tome 20), Nr. 141, 191–193, wird der Dreikönigsaltar wie folgt beschrieben: «per Rudolphum de Ringoltingen burgensem Bernensem de novo fondatum et erectum [...]».
- <sup>34</sup> Bartlome, Vinzenz: *Thüring von Ringoltingen – ein Lebensbild*. In: Schnyder, André; Rautenberg, Ursula (Hrsg.): *Thüring von Ringoltingen: Melusine (1456)*. Nach dem Erstdruck Basel. Wiesbaden 2006, 49–60.
- <sup>35</sup> Staatsarchiv Bern, Fach Burgdorf, Testament des Petermann von Krauchthal, 13.9.1423: «Aber an Sant Vinzenzen buw und min capellen ze machend zweihundert phunt pheningen.» Vgl. das Testament von Rudolf von Ringoltingen von 1456 (Staatsarchiv Bern, Testamentsbuch 1, fol. 77v–81r).

# Schulden sammeln und Ordnung schaffen

Isabelle Schürch

Auf den ersten Blick erscheint das schlichte, abgegriffene Buch, das unter dem Namen *St. Vinzenzenschuldbuch* im Stadtarchiv Bern aufbewahrt wird, wenig spektakulär. Das Schuldbuch verleitet weder durch sein Erscheinungsbild als Buch noch durch seine Zugänglichkeit als Text zum Studium seines Inhalts. Warum nun also die Papierhandschrift zu einem begehrten Forschungsobjekt erklären? Die Antwort darauf soll der folgende Beitrag liefern.<sup>1</sup> Dabei stellt sich die Frage, welche Bedeutung und Funktion das Schuldbuch der Pfarrkirche von St. Vinzenz im städtischen Raum einnahm. So lässt sich die von Thüring von Ringoltingen am 6. Januar 1448 angelegte Handschrift nicht nur im Sinne einer wirtschaftlichen Buchführung ausstehender Schulden verstehen, sondern auch als Spiegel von sozialen Beziehungs- und Abhängigkeitsgeflechten einer städtischen Gemeinschaft. Im Anschluss an Delloyd J. Guth wird das 14. bis 16. Jahrhundert als «Age of Debt» bezeichnet, um den vielfältigen Kredit- und Schuldbeziehungen Rechnung zu tragen, die die spätmittelalterliche Gesellschaft charakterisierten.<sup>2</sup> Kein anderes Problem scheint die kommunalen Gerichte mehr beschäftigt zu haben als die Konflikte zwischen Gläubigern und Schuldnern.<sup>3</sup> Es erstaunt deshalb wenig, dass in der spätmittelalterlichen Kredit- und Schuldforschung in erster Linie Gerichtsakten und Stadtsatzungen als Quellenmaterial hinzugezogen wurden. Schuldbücher sind dagegen erst kürzlich in den Fokus des Forschungsinteresses gerückt worden. Das lange Abseits scheint zumindest partiell ihrer unsystematischen Überlieferung geschuldet zu sein, mehr noch aber ihrem ungeklärten Status zwischen unzugänglicher Notiz und systematischer Bilanz.<sup>4</sup> Es soll indes im Folgenden nicht darum gehen, das Schuldbuch zum Sprechen zu bringen, sondern darum, dieses in seiner Materialität, seiner Anlage und seinem Gebrauch ernst zu nehmen und gleichsam seine Funktionsweise nachzuzeichnen.<sup>5</sup> Es gilt also, das *St. Vinzenzenschuldbuch* in den Schrift- und Verzeichnungspraktiken eines Umfelds zu verorten, in dem städtische Ansprüche, administrative Kompetenzen und persönliches Wissen aufeinandertrafen. Somit steht das Schuldbuch an einer faszinierenden Schnittstelle der urbanen Schriftkultur.

In einem ersten Schritt wird der Aufbau des Schuldbuchs nachvollzogen, wie er von Thüring von Ringoltingen selbst konzipiert wurde. Der Systematik dieser Anlage folgend, geht es dann darum, zu fragen, welche Gebrauchslogiken und welche Formen von Kommentaren, intertextuellen Referenzen und Überblicksoptionen sich ausmachen lassen. Dabei soll besonders auf die Diskrepanz zwischen der Momentaufnahme der Anlage im Jahr 1448 und den nachfolgenden Weiterführungsformen sowohl durch von Ringoltingen selbst, aber

auch durch die ihm nachfolgenden Kirchenpfleger eingegangen werden. In einem dritten und abschliessenden Teil steht die Kontextualisierung des Schuldbuchs im Vergleich mit zeitgleich oder zeitnah entstandenen Rechnungs-, Schuld- und Haushaltsbüchern im Fokus.

### **Schulden sammeln und Ordnung schaffen**

Eine Inhaltsangabe stellt der Kirchenpfleger Thüring von Ringoltingen dem Buch gleich selbst voran.<sup>6</sup> Er bezeichnet dieses ausdrücklich als *Schuldbuch der Leutkirche St. Vinzenz* und umreisst damit den Charakter der Handschrift als zentralen Sammlungsort der bestehenden Schulden einzelner Personen und Gruppen gegenüber dem Kirchenheiligen, seiner Kirche und deren Bau. Von Ringoltingens erklärtes Ziel war es, alle Schulden zu sammeln, die er eigenhändig aus den ihm zur Verfügung stehenden Büchern, Rödeln, Briefen und Urkunden zusammenziehen konnte, und diese im vorliegenden Schuldbuch zu ordnen. Nunmehr seit einem Jahr im Amt als Kirchenpfleger, schien er damit seinen Einschätzungen zu den noch ausstehenden Schulden und dem wachsenden Geldbedarf des seit 1421 errichteten Kirchenbaus Rechnung zu tragen. Die Anlage des Buches entspricht folglich seinem Selbstverständnis, in der Funktion des Kirchenpflegers als Vertreter des Gläubigers die Schuldner zu verzeichnen und damit zur Übersicht über die Finanzlage des kommunalen Bauvorhabens beizutragen. In dieser Optik erstaunt es dann auch wenig, dass er im Schuldbuch ebenfalls jene Beträge notierte, bei denen die Kirchenfabrik von St. Vinzenz selbst als Debitor gegenüber Kreditoren auftrat.<sup>7</sup> Und schliesslich nahm von Ringoltingen in seiner Einleitung eine Abgrenzung des Schuldbuchs gegenüber dem «buw buoch» vor, also jenem Buch, das die Ausgabenseite der Kirchenfabrik verzeichnete. Eine vergleichende Perspektive auf die beiden Bücher wäre die ideale Ausgangslage für die folgende Untersuchung, nur leider ist das besagte Baubuch bis dato nicht auffindbar. So unglücklich die Überlieferungssituation diesbezüglich ist, so streicht sie dennoch die Besonderheit des bis auf uns gekommenen Schuldbuchs heraus.

Während also das Ziel des Schuldbuchs das Sammeln und Verzeichnen der bestehenden Schulden gegenüber der Kirchenfabrik ist, zeugt die Grundanlage des Buchs von einer der Ordnung verpflichteten Verzeichnungssystematik. Die rund 168 Folioseiten unterteilt von Ringoltingen mit Positionenüberschriften folgendermassen:

1. Jährliche Einnahmen (z.B. Zinsen, Zehnt, ewig Gült)
2. Gewisse Einnahmen (z.B. Schenkungen, Stiftungen)
3. Ungewisse Einnahmen (ausstehende Schulden, mündliche Zusagen)
4. Almosen nach Jahren
5. Ordnungen von Privatpersonen im Wortlaut
6. Gefundene Güter
7. Bussen
8. Ausgaben des «helg» (Kirchenfabrik von St. Vinzenz)

Die Leistung Thüring von Ringoltingens ist es also, nicht nur den Inhalt verschiedener Bücher, Rödel, Briefe und Urkunden, die sich vermutlich lose und unsystematisch in der oft erwähnten «kiste»<sup>8</sup> stapelten, sowie mündliche und gebrauchrechtliche Vereinbarungen gesammelt, sondern diese auch erfasst und in einem einzigen Amtsbuch systematisiert zu haben. Dabei folgte er einer gängigen Positionenpraxis, wie sie sich auch bei der von Arnd Reitemeier systematisch untersuchten Rechnungslegung spätmittelalterlicher Pfarreien zeigt.<sup>9</sup> Im Unterschied zu Rechnungs-, Haushalts- oder Kaufmannsbüchern, die sich ab dem 14. Jahrhundert von oberitalienischen Städten her verbreiteten, bildet im vorliegenden Schuldbuch jedoch nicht eine Bilanzaufstellung die Kernstruktur der Aufzeichnung.<sup>10</sup> Die Beträge wurden nicht listenartig erfasst, um «summa» und «restat» zu ermitteln, sondern die Schuldbeträge wurden in teilweise sehr ausführlichen, aber wenig übersichtlichen Absätzen notiert, um die geschuldeten Beträge, ihre Umstände und Begleichungsmodalitäten zu dokumentieren. Einzig innerhalb der einzelnen Positionen lassen sich ab und an einzelne Bilanzen ausmachen.<sup>11</sup>

Was ermöglichte nun aber die durch von Ringoltingen gewählte Einteilungssystematik nach Schuldtypen? Die Schuldbeträge wurden geordnet nach Regelmässigkeit und Verbindlichkeit. So wurden als Erstes die jährlich wiederkehrenden Schulden (Zinsen, Renten etc.) verzeichnet. Die zweite Gruppe bilden Schulden, die in Form von Stiftungen oder Schenkungen dem Kirchenbau zukommen sollten. Während diese beiden ersten Schuldtypen auf einer schriftlich zugesicherten Grundlage basierten und damit wohl grössere Chancen bei der Schuldennachverfolgung und -eintreibung ermöglichten, stehen die nachfolgenden Gruppen im Zeichen der Ungewissheit und Kontingenz. So notierte von Ringoltingen bei den «ungewissen schulden»<sup>12</sup> Beträge, deren Status als Schuld oder auch deren Eintreibung unsicher waren. Dazu scheinen in erster Linie Schuldbeträge zu gehören, die nicht schriftlich festgehalten worden waren oder die von den Schuldnern nicht anerkannt wurden.<sup>13</sup>

Mit der Kategorisierung der Schulden nach Regelmässigkeit und Eintreibungssicherheit wird eine Übersicht über lang-, mittel- und kurzfristige Finanzierungsmöglichkeiten möglich, die wiederum auf die effektive Planung und Durchführung des Kirchenbaus als kommunales Bauvorhaben umgelegt werden konnte.<sup>14</sup> Mit der Ordnung der Schuldensammlung entsteht – so die These – ein Finanzierungssicherungsinstrument der portfolioartig zusammengesetzten Baufinanzierung. Doch wie bei allen Instrumenten erweist sich ihr Wert erst in der Praxis. Die Momentaufnahme der bestehenden Schuldbeträge im Jahr 1448 bildete zwar für von Ringoltingen die Ausgangslage des Schuldbuchs, hier setzte er die Grundstruktur des Buchs an und mag so einen überblicksartigen Zusammenschluss der ausstehenden Schuldbeträge ermöglicht haben, doch galt es in den Folgejahren, das Schuldbuch zu «bewirtschaften».

### **Von der Aufzeichnung zum Gebrauch**

Nachdem Thüring von Ringoltingen die ausstehenden Schulden aus Belegen und mündlichen Berichten in die systematische Zusammenstellung des Schuldbuchs überführt hatte, mass sich der Wert des Schuldbuchs an seinem Gebrauch. Von Ringoltingen wie auch seine Amtsnachfolger setzten das Schuldbuch fort: Begleichungen, Streichungen, Teilzahlungen und Schuldabtausch wurden laufend in der jeweiligen Position verzeichnet. Die Gebrauchslogik des Schuldbuchs folgte also wiederum eigenen schrift- und buchbasierten Logiken, die im Folgenden aufgezeigt werden.<sup>15</sup>

Um den Zugriff auf die einzelnen Schuldpositionen nachvollziehen zu können, sei zunächst der Aufbau einer Eintragsseite vorgestellt. Die gewählte Beispielseite zeigt die ersten Einträge im Schuldbuch und bezieht sich – so die Positionenüberschrift – auf jährliche Zinsguthaben auf Immobilien («ewig gült»). Auf den ersten Blick erscheinen die Einträge unübersichtlich, da das Schuldbuch nur in Ansätzen der listenförmigen Buchhaltungsgestaltung folgt. So lassen sich weder die (aktuell) geschuldeten Beträge noch die jeweiligen Schuldner ausmachen. Erst schrittweises Vorgehen, das die jeweiligen Gebrauchsabfolgen nachvollziehbar macht, entdeckt die Verwendungslogik des Schuldverzeichnisses: Auf der Versoseite linker Hand finden sich die Einträge zu den geschuldeten Beträgen. Vermerkt wurde jeweils Name, Regelmässigkeit und Art der Schuld und abschliessend der Betrag. Um die Einträge voneinander zu trennen und allenfalls zu ergänzen, wurden möglichst grosse Abstände gewählt. Auf der hier abgebildeten Beispielseite handelt es sich um zwei Im-

Dies sint sint vncanien der pfar kilchen von Bern  
parliche gult off dem zmoften tag nach vrienacht  
als man an fienig zelt. an. cc. xol. und acht jar

Des ersten Cimo schilling von thum der gab ~~hamburg~~ von  
einer matten die was Cimo Bistellers von Bern selb  
in lichte zinses v. lb. zu

Dise man ist verbißt hime siglizen von Bern vmb. C. lb.  
und hört das gelt an ein glaspfenster der obgar kilchen  
ze legend als es sich Bisteller selb ordnet doch heure Cimo  
sigillung einen brief das si im zu vollen gelubd vor  
und sich funde das er si <sup>in</sup> gehalten heure und nach  
hietes des yemig als recht sig

11c sol Cimo schilling nach ~~man~~ alter ver seßner zinses  
eine den hiltigen

Item Biman archer und hennman tiber yebend in lichte  
von bistlers hie am staden  
wie sind si den gult si nicht off sint <sup>in</sup> guldin  
und rallet der gins off sint <sup>in</sup> arichels tuit und men  
er in acht tagen der man <sup>in</sup> vberalt off stund si war der  
gins ginsalt nirs sig des briefe

Dise man heur Cimo sigilling ledig gesproch und sind in sich  
alle verpßny zins gespaukt und d. gespaukt off zimtag nach  
dem sintag iulidare Cimo zolung. nach sig eine quiebrieffe  
si in der kichen lit alle mir sich die binollen was von amony  
gins Bistellers und thum

~~in die huf hure dem halben  
in hand miharen die vsp gins an kichen huf hure dem halben gins  
ist an si an pfer dem gins huf hure  
das für kichen si pfer dem gins al dem halben huf hure magin  
der alre die kichen die idel der kichen si of pfer dem halben  
in pfer dem gins an pfer dem gins die vsp pfer dem halben huf hure gins  
si in kichen dem gins an pfer dem gins huf hure magin  
in die huf hure gins an pfer dem gins huf hure magin~~

Der ginsler in biglens hie wirt mir off zins od amidung p  
quiffenans man am zolung p gult  
al wirt er ginsler off zins od amidung dem meder am zolung p gult  
man wirt dach pfer dem gins huf hure magin  
in die huf hure gins an pfer dem gins huf hure magin  
al dem gins huf hure magin

St. Vinzensschuldbuch von 1448, Aufbau der Eintragsseite recto und verso.  
- Stadtarchiv Bern, SAB\_A\_4\_1, fol. 1c und 1r. Foto: Richard Nėmec 2017.

mobilienrenten. Der erste Schuldfall bezieht sich auf eine von Konrad Schilling geschuldete «ewig gült» von einer Wiese, der zweite auf eine «ewig gült» von Biglers Haus, die Simon Archer und Heinzmann Tuber ausrichten. Die Einträge auf der linken Seite beziehen sich also jeweils auf die schriftlich oder mündlich belegte Schuld, wobei hier nicht nur der Schuld- respektive der Restschuldbetrag ab 1448 aufgeführt wird, sondern auch Zusätze wie Bezahlungsmodalitäten, Eigentumsverhältnisse oder die genaue Lage der verzinnten Immobilie. Auf der rechten Seite wiederum wird notiert, ob und in welcher Form und Höhe der Schuldbetrag eingegangen ist. So vermerkte von Ringoltingen zu Konrad Schillings Schuld, dass diese erlassen worden war. Der Schuldenerlass wird nicht nur durch den Verweis auf eine entsprechende Quittung dokumentiert, sondern zudem mit dem Zusatz, dass von Ringoltingen selbst durch den Schultheissen und die Ratsherren entsprechend angewiesen worden sei.

Als weitere Gebrauchsschicht lassen sich Bearbeitungszeichen ausmachen. Das «Nota» auf der linken Seite markiert ebenso einen Bearbeitungsschritt wie die drei Durchstreichungen auf dieser Seite. Der Eintrag zu Konrad Schilling linker Hand und die Schuldbegleichungsdokumentation dazu rechter Hand wurden schliesslich durch die Streichung als erledigt markiert. Ob in jedem Fall der volle Schuldbetrag eingegangen war oder ob die Schuld auf andere Abgleichungsweise, in Teilen oder in Gänze beglichen oder gar erlassen worden war, kann anhand der Gebrauchsspuren meist nicht entschieden werden. Von der Gebrauchslogik des Schuldbuchs her gesehen spielt jedoch genau diese Information eine geringe Rolle: Entscheidend für die Kirchenpfleger war in erster Linie, ob noch Zugriffsmöglichkeiten auf eine Schuld bestanden oder nicht. Dies konnte mit Streichungen einfach und deutlich sichtbar markiert werden.

Als dritte Gebrauchsschicht lässt sich ein nachträglich eingefügter Eintrag im frei gelassenen Raum auf der rechten Folioseite zwischen den beiden Schuldzinsen ausmachen. Der vermutlich vom 1450 bis 1454 amtierenden Kirchenpfleger Johannes Schütz angelegte Eintrag bezieht sich auf eine 1454 einsetzende Zinszahlung ab einem Haus an der Neuengasse. Der durch die verfallene Schuld frei gewordene Platz wurde also genutzt, um einen thematisch der Position «ewig gült» zugeordneten Eintrag einzufügen. Durch zwei horizontale Linien liess sich der Eintrag hervorheben, bevor er dann wiederum als verfallene Schuld gestrichen wurde. Einzig der seit 1448 bestehende jährliche Zins von Biglers Haus blieb über die Jahre offen und weist somit keine Streichung auf. Die Zahlungsvermerke auf der rechten Seite erwähnen fortwährende Zins-

zahlungen von 1449 bis 1452. Auch hier lässt sich beobachten, dass von Ringoltingen zwei Teilzahlungen von 1449 notierte, während ab 1450 Johannes Schütz die Bezahlung vermerkte.

Die Anlage des Schuldbuchs ermöglichte also eine fortlaufende Ergänzung der Einträge wie auch die Dokumentation der Zahlungsmodalitäten. So zeigt die Rentenzahlung von Biglers Haus, dass die Schuldenökonomie keinesfalls listenartig erfasst werden konnte. So bezahlten eben gerade nicht Simon Archer und Heinzmann Tuber den jährlichen Betrag von einem Gulden, sondern der im Haus ansässige und nicht weiter identifizierbare Gürtler. Den Jahreszins übergab er jeweils unterschiedlichen im Kontext der Kirchenpflegschaft beauftragten Personen und 1452 soll er den Betrag sogar einem Steinbrecher bezahlt haben.

Wurden die Schulden über Jahre in Teilbeträgen oder Übertragungen abgezahlt, die weitere Personen involvieren konnten, verlor das Schuldbuch an Übersichtlichkeit. Um den Zugriff auf die jeweilige Position zu erleichtern, verwendeten die Kirchenpfleger in ihren Einträgen zudem Verweistechiken. Anhand der Folioseiten 6v und 7r sollen diese exemplarisch erläutert werden.

Als Erstes fällt die hervorgehobene Positionierung des Schuldnernamens auf der rechten Seite ins Auge: «Gred Loeiven». In diesem Zeitraum war die vermögende Immobilienbesitzerin und Wirtin Margaretha Leu eine der bedeutendsten Gönnerinnen des Münsterbaus und ihr Fall zeugt von einem komplizierten und langjährigen Schuldbeziehungsnetzwerk.<sup>16</sup> Der Grundeintrag linker Hand weist aus, dass Leu einen jährlichen Zins von 1,5 Gulden an den Bau zahlte. Diesen Zins wiederum hatte sie mit 30 Gulden Ablösungssumme deklariert. Im Verlaufe von drei Jahren löste sie den Zins über mehrere Teilzahlungen aus. 1451 wurde dann auf beiden Folioseiten vermerkt, dass der geschuldete Betrag bezahlt sei und der Eintrag hierzu wurde entsprechend nicht nur durchgestrichen, sondern zudem mit einem deutlich sichtbaren «dt» als «dato» versehen. Neben diesem Schuldzins taucht Leus Namen in weiteren Schuldinträgen auf. Während der Haupteintrag auf Folio 6v sie als Schuldnerin ausweist, agiert sie in anderen Einträgen als Zeugin, Kreditgeberin, Käuferin und Verkäuferin.<sup>17</sup> Aus dem Nachsatz der Zinsschulden wird deutlich, dass Margaretha Leu aus den Zehntleistungen von Aeschi Hafer erworben hatte, wobei jedoch unklar bleibt, wie dieser Erwerb abgerechnet wurde. Nach einer Barzahlung von 3 Gulden bezeugen Johannes Fränkli, Jakob Überlinger, Vinzenz Utzenstorf, Johannes Schütz und Thüring von Ringoltingen selbst, dass noch 29 Pfund zu zahlen seien. Margaretha Leu scheint also eine der wenigen



Personen gewesen zu sein, die tatsächlich regelmässig Bargeldbeträge bezahlten konnten und dadurch direkten Umgang mit den führenden Ratsherren der Stadt pflegten. So erstaunt es denn auch kaum, dass ihre Bargeldbeträge direkt an den Münsterbaumeister Matthäus Ensinger und seinen «parlier» flossen, aber auch in von Ringoltingens eigenen Schulden auftauchen.<sup>18</sup> Wie aus den im Schuldbuch dokumentierten Zahlungen hervorgeht, bezahlte Margaretha Leu offensichtlich nicht nur zuverlässig Zinsen und besass Bargeld, sondern vermittelte auch Kreditbeziehungen. Gerade im Anschluss an die aktive Geld- und Schuldenwirtschaft im Falle Leus drängt sich die Frage auf, wie sich die Schuldeneintreibung in der städtischen Gesellschaft gestaltete, wie effizient sie war und welche Rolle das Schuldbuch spielte.

Bleiben wir für den Moment bei Margaretha Leu, so taucht ihr Name 1450 auf Folio 84r in einem anderen Zusammenhang auf. Sie ist wiederum zusammen mit Jakob Überlinger und Johannes Schütz anwesend, als Anna Seiler die Eintreibung der ihr geschuldeten Beträge den Kirchenpflegern überträgt.<sup>19</sup> Die an einen Mann aus Erlenbach im Simmental verliehene stattliche Geldsumme von 140 Pfund und 4 Gulden sollten die Kirchenpfleger eintreiben helfen, dafür aber 20 Pfund für den Bau von St. Vinzenz erhalten. Die Überantwortung der Schuldeneintreibung scheint eine durchaus übliche Praxis gewesen zu sein. Auch Johannes Fränkli überträgt dem Kirchenbau Schulden, die ihm als Kreditor geschuldet werden.<sup>20</sup> Schulden im ansehnlichen Wert von 100 Pfund und 5 Gulden sollten dem Kirchenbau zugutekommen, jedoch unter der Bedingung, dass die Kirchenpflegschaft diese Schulden im Gegenzug eintreibt. Im Unterschied zu den textuell dichten Beschreibungen der Schuld- und Zahlungsmodalitäten der jährlich anfallenden Zinsen wurden Johannes Fränkli's Debitoren in Listenform erfasst. Die jeweils mit «Item» eingeführten Auflistungen sind standardisiert und die geschuldeten Summen sind auf einen Blick ersichtlich. Obwohl sich kein direkter Hinweis auf ein von Fränkli geführtes «Schuldbuch» finden lässt, liegt der Schluss doch nahe, dass der Fernkaufmann selbst ein Verzeichnis seiner Debitoren führte und dieses von Ringoltingen zur Abschrift vorlag. Explizite Verweise auf weitere Rechnungsbücher finden sich an anderer Stelle.<sup>21</sup>

Folgende Seite:

St. Vinzenzschuldbuch von 1448, Schuldenkonto der Gred Loeiven.  
– *Stadtarchiv Bern. SAB\_A\_4\_1, fol. 6v und 7r. Foto: Richard Némec 2017.*

Jährliche gult

Item Jenni Dintzen von frutzingen hat geordnet also  
Hindrost und alten binn buch stat ab sinen dreyen  
teylen des gehenden zu fudlon an den binn jährlich  
nij ff den und sullend xxx ff geltz geualt sin und  
an vāhen zu zinsen anno dñi m<sup>o</sup> cc<sup>o</sup> xlviii vff  
samt andree tag und der ander teil vff nāch  
sinen tode als das alles guld in binn buch hat <sup>von no fudlon</sup>  
hat gan fudlonbach od gan <sup>anno xlviii</sup> gan ff <sup>im jahren</sup> <sup>im jahren</sup>

Item Henfli seizer der kochmeister hat geordnet ab sinen hnd  
an der hochmanstasson ~~zu fudlon~~ zu indree summen gelt  
jährliche gult 1 schiff

Item als deme marggraven Löwen jährlich gab an den binn  
zu zinsse ij gulden zu dem abent das ff es ablösen  
möcht mit xxx gulden / also seit so mir die löfing  
zu vff samt auß dōwen abent anno dñi m<sup>o</sup> cc<sup>o</sup> xlviii  
wie sol si mir und ab zinsen ij gulden gred meint das  
all zins abbezalt seyen

~~Item hat man hat gan jtt an den zim bar hie an der an den kochmeister~~

Item als deme weist marggraven zu siner hand hat genome  
das gut zu enge genempt krenkinge gut und ist das etwid  
faren geheyt hat als hand es nu halffing und sin wib die  
meist marggraven tocht ist und wird zu hand gestofft und  
hassen dōwen / also hand wir es gelibin per gallen vff  
zinsing mit dem meinst anno xlviii nāch laut recht  
ij mit dñi und v ff den jährlich zu geben und vāset  
an ze zinsen indree anno xlviii

Ich uf samst hie in der niwenstac v f gultz ist eine  
woch mit vor den sel sin daten

grad löwen

Das uff gab si mir ipa die vigilia sti antoni anno xlvij vij guld  
aber gab si mir crasto sti antoni 1 guld als ipa die vnterij ij guld  
aber schickte sinne by margrethe in sen jngstron ipa die sti blasi ij guld  
aber gab si mir vnder des apptzeters hus zins vñ bar lozare anno  
Im 20 schon ij guld als and oster tag ij guld  
aber wirt mir daz von segenmagel do jr wirtz vñ sinig vigilia  
vñ mildt mir anno 20 schon ij guld Rest d; sy noch sol herpuzen 20 guld  
grad löwen

1512

Das was margreth löwen noch hie schuldig was an herpuzen od zinsen  
ist alles abgerectnet uff donerstag nach Jacobi anno 20 sch  
und mit dem haber se margreth löwen von dem herpuzen wo  
grawen die oder des vorderen kint hat genant den ind do  
daz nicht vorkuffen für goretet C mit 1 mitt für 2 f und  
findent sich mer aber minder sond so wir ein ande gegewen sin  
und mit ij guld so sy bar gab blip si nach aller herpuzen sin  
heilge schuldig 20 schon te d rest hand al erbt Jacob vñ herpuzen  
mit dem wirtztag und hie daz herpuzen vñ thir ig vñ schütz  
aber solt xxxij schon ij mit haber 20 schon in bar nach dem mit man  
schaftrayen se löwen gan in te an maister madel der ij te der lanten  
sol noch xxxij schon ij mit haber 20 schon in bar nach dem mit man  
vñ herpuzen vñ thir ig vñ schütz

Diese Beobachtung bestätigt sich mit Blick auf den heutigen Forschungsstand. Seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert verbreiteten sich private Rechnungsbücher, vor allem von Kaufleuten, die diese Schreib- und Schrifttechnik aus den oberitalienischen Stadtstaaten übernahmen und adaptierten.<sup>22</sup> Schulden, so zeigen die vorgestellten Fälle, lassen sich nicht einfach als Aufsummierung von Geld- und Naturalwerten verstehen. Als stehende Schulden können darüber hinaus soziale Beziehungen aktiviert und mobilisiert werden, wie es Studien zu Patron-Klientel-Verhältnissen herausgestellt haben.<sup>23</sup> Die Umwandlung dieser Kredit- und Schuldbeziehungen zu Geldbeträgen scheint jedoch ein besonderes Problem gewesen zu sein, das sich nicht einfach durch buchhalterische Erfassung lösen liess. Dies aus zwei Gründen: Erstens stand die Eintreibung der Schulden oft gar nicht im Vordergrund, denn Schulden konnten, wenn man sie als Form sozialer Bindungen begreift, auch in Dienste, Fürsprachen oder Geschäfte umgemünzt werden. Zweitens scheint die Eintreibung gerade von Geldbeträgen nicht unproblematisch gewesen zu sein. Mit den durch den städtischen Rat eingesetzten Kirchenpflegern stand im späten Mittelalter ein Amt bereit, das sich der Eintreibung und Monetarisierung von Schuldbeziehungen widmen konnte. So zumindest deuten es Schuldübertragungen wie die Fränkalis an. Diese eigentliche Professionalisierung der Schuldenslösung wird mit Thüring von Ringoltingens Kommentar am Ende von Fränkalis Schuldnerliste deutlich: Lediglich die 100 lb und 5 Gulden sollten für den Kirchenbau verwendet werden, nicht mehr.

### **Zwischen persönlichem Anspruch und städtischer Realität**

Franz Josef Arlinghaus zeigte anhand der Datini/di Berto-Handelsgesellschaft auf, dass Buchführung nicht nur als Instrument von Kaufleuten gedacht werden sollte, sondern dass das Denken in Buchführung die sozialen und kulturellen Lebensweisen prägte.<sup>24</sup> Das Agieren und Kommunizieren kaufmännischer Gruppen wurde durch die Rechnungsbücher mitgestaltet. Thüring von Ringoltingen entstammte eben dieser vom Waren- und Geldhandel geprägten Lebenswelt, und so mag es wenig erstaunen, dass er als Kirchenpfleger ein Schuldverzeichnis anlegte.<sup>25</sup> Das Erfassen unterschiedlicher Herrschafts- und Amtsbereiche mit Formen von Buchführung bietet sich vielleicht auch deshalb an – etwas salopp ausgedrückt –, weil man's eben kann. Gleichzeitig prägte das Denken in Buchhaltungsformen die Einschätzung der Schuldenwirtschaft. Von Ringoltingen scheint es durchaus vorgeschwebt zu haben, die Schulden syste-

matisch zu erfassen und dadurch Ordnung in den Finanzhaushalt des Kirchenbaus zu bringen. Wie die Schulden- und Kreditforschung der letzten zwanzig Jahre gezeigt hat, sind Schulden und die Bedeutung von Schuld- und Kreditbeziehungen ein umfassendes soziales Phänomen in der vormodernen Gesellschaft.<sup>26</sup> Die komplexen und langwierigen Schuldbeziehungen und Abtauschformen scheinen sich jedoch der sorgfältigen Auflistung zu entziehen. So fällt bereits in den frühen 1450er-Jahren auf, dass das Nachtragen von Zahlungen nicht mehr systematisch erfolgte und der Zugriff auf die geschuldeten Beträge schwieriger wurde. Eine Bilanz, so haben die Ausführungen gezeigt, sucht man im Schuldbuch vergebens. Zieht man jedoch für das Jahr 1448 die geschuldeten und eingegangenen Summen nachträglich zusammen, so zeigt sich erstaunlicherweise, dass von rund 432 geschuldeten Gulden tatsächlich 311 eingegangen sind. Das Schuldbuch scheint also genau zu dem Zeitpunkt das effektivste Mittel der Finanzplanung und -wirtschaft gewesen zu sein, als es angelegt wurde. Auf längere Sicht zeigte sich jedoch im Weiterführen der Schulden, dass das Problem nicht das Schuldenhaben war, sondern die Schuldeneintreibung und der Bargeldbesitz. Das St. Vinzenzschuldbuch lässt sich an einer Schnittstelle verorten, an der die kurz- und mittelfristige Sicherung finanzieller Mittel für den Kirchenbau mit der auf Dauer gestellten schuldwirtschaftlichen Praxis der städtischen Gesellschaft kollidierte.

---

### *Anmerkungen*

- <sup>1</sup> Baurechnungen und Schuldbücher im Zusammenhang mit Kirchenbaufinanzierung standen bislang wenig im Fokus der Forschung; vgl. Brunner, Thomas; Brandazza, Eva (Hrsg.): *Die Kirche St. Oswald in Zug 1478–1558. Bau- und kunstgeschichtliche Analyse einer spätgotischen Stadtkirche*. Zug 2013.
- <sup>2</sup> Guth, Delloyd J.: *The Age of Debt. The Reformation and English Law*. In: ders.: McKenna, John W. (Hrsg.): *Tudor Rule and Revolution. Essays for G.R. Elton from his American Friends*. Cambridge 1982, 69–86.
- <sup>3</sup> Vgl. dazu Schuster, Peter: *The Age of Debt? Private Schulden in der spätmittelalterlichen Gesellschaft*. In: Clemens, Gabriele (Hrsg.): *Schuldenlast und Schuldenwert. Kreditnetzwerke in der europäischen Geschichte, 1300–1900*. Trier 2008, 37–52, hier 39. Siehe zudem ders.: *Soziale und kulturelle Aspekte des Schuldenmachens im ausgehenden Mittelalter*. In: Signori, Gabriela (Hrsg.): *Prekäre Ökonomien. Schulden in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*. Konstanz 2014, 17–34; sowie North, Michael (Hrsg.): *Kredit im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa*. Köln/Wien 1991 (Quellen und Darstellungen zur Hansischen Geschichte. Neue Folge, 37), aktuell zudem Signori, Gabriela: *Schuldenwirtschaft. Konsumenten- und Hypothekarkredite im spätmittelalterlichen Basel*. Konstanz 2015 (Spätmittelalterstudien, Bd. 5).
- <sup>4</sup> Von besonderem Wert sind folglich die wenigen bekannten und edierten Schuld- respektive Geschäftsbücher; vgl. dazu etwa Signori, Gabriela: *Das Schuldbuch des Basler Kaufmanns Ludwig Kilchmann (gest. 1518)*. Stuttgart 2014 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschafts-

geschichte. Beihefte 231) sowie dies.; Müntz, Marc (Hrsg.): Das Geschäftsbuch des Konstanzer Goldschmiedes Stefan Maignow. Ostfildern 2012 (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen 42).

- <sup>5</sup> Vgl. dazu auch Schürch, Isabelle: Der Berner Münsterbau. Das St. Vinzenzschuldbuch von 1448 bietet Einblicke in den finanziellen, wirtschaftlichen und konkret materiellen Alltag des Münsterbaus. In: Baeriswyl, Armand et al. (Hrsg.): Die mittelalterliche Stadt erforschen. Basel 2009.
- <sup>6</sup> Vgl. St. Vinzenzschuldbuch von 1448, Stadtarchiv Bern, SAB\_A\_4\_1, fol. 0. Zur Foliozählung: von den 168 Folios sind die letzten 50 nicht beschriftet. Bis Folio 156 sind die Blätter mit der Folionummerierung versehen. Allerdings wurden die ersten Seiten nachträglich mit fol. 0, 1a, 1b und 1c bezeichnet, worauf dann erst mit dem Text zu den Schuleinträgen die Folionummerierung von Ringoltingen mit 1r einsetzt.
- <sup>7</sup> Vgl. dazu die Schuleinträge im Schuldbuch, fol. 49v und 50r, die mit «schuld, so der helg sol» überschrieben sind. In einzelnen Posten finden sich zudem Hinweise auf Schulden der Kirchenfabrik; Schuldbuch, fol. 15r, 50v (verrechnete Schuld mit Niklaus Glaser) und 80r.
- <sup>8</sup> Siehe dazu die Verweise auf «briefe», die in der Kiste liegen; Schuldbuch, fol. 1r, 6r, 8r, 21v, 29v, 31v, 38v sowie 52v. Auf fol. 39v–40v stellte Thüring von Ringoltingen zudem regestartig die Inhalte von 14 schriftlichen Anordnungen zusammen, die er der «Kiste» entnommen hat.
- <sup>9</sup> Vgl. dazu vor allem die umfassende Arbeit zur Systematik pfarrkirchlicher Rechnungslegung von Reitemeier, Arnd: Pfarrkirchen in der Stadt des späten Mittelalters. Politik, Wirtschaft und Verwaltung. Stuttgart 2005 (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 177), 396.
- <sup>10</sup> Vgl. dazu beispielhaft Arlinghaus, Franz-Josef: Zwischen Notiz und Bilanz. Zur Eigendynamik des Schriftgebrauchs in der kaufmännischen Buchführung am Beispiel der Datini/di Bertoldi-Handelsgesellschaft in Avignon (1367–1373). Frankfurt am Main 2000 (Gesellschaft, Kultur und Schrift 8).
- <sup>11</sup> Vgl. etwa die Zwischenbilanzen in den Schuleinträgen von Johannes Fränkli (fol. 38v), Johannes Schütz (fol. 48r–49r), Niklaus Glaser (52r) sowie Peter von Erlach (53v–54r).
- <sup>12</sup> Vgl. dazu die Überschrift im Schuldbuch, fol. 42v.
- <sup>13</sup> So vermerkt von Ringoltingen beispielsweise bei einer Schuld der Wächterlina nichts weiter als «weiß Lienhart»; Schuldbuch, fol. 43r.
- <sup>14</sup> Vgl. zur kommunalen Bautätigkeit in Bern Gerber, Roland: Öffentliches Bauen im mittelalterlichen Bern. Verwaltungs- und finanzgeschichtliche Untersuchung über das Bauherrenamt der Stadt Bern 1300 bis 1500. Bern 1994 (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern 77).
- <sup>15</sup> Für die gebrauchsschriftliche Forschung exemplarisch vgl. Keller, Hagen: Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsformen und Entwicklungsstufen. Einführung zum Kolloquium. In: Ders. (Hrsg.): Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsformen und Entwicklungsstufen. München 1992 (Akten des Internationalen Kolloquiums, 17. bis 19. Mai 1989), 1–7.
- <sup>16</sup> Zu Margaretha Leu vgl. Gerber, Roland: Gott ist Burger zu Bern. Eine spätmittelalterliche Stadtgesellschaft zwischen Herrschaftsbildung und sozialem Ausgleich. Weimar 2001, 295–297.
- <sup>17</sup> Vgl. dazu Schuldbuch, fol. 7r, 20r, 23r, 84r, 88r und 94r.
- <sup>18</sup> Schuldbuch, fol. 7r.
- <sup>19</sup> Schuldbuch, fol. 84r.
- <sup>20</sup> Zur bekannteren Rolle Johannes Fränkis im Berner Twingherrenstreit vgl. Schmid, Regula: Reden, Rufen, Zeichen setzen. Politisches Handeln während des Berner Twingherrenstreits 1469–1471. Zürich 1995.

- <sup>21</sup> So führte beispielsweise Ulrich von Erlach ein eigenes Buch über Schulden und Rechnungen, vgl. Schuldbuch, fol. 9v.
- <sup>22</sup> Arlinghaus, Franz-Josef: Die Bedeutung des Mediums «Schrift» für die unterschiedliche Entwicklung deutscher und italienischer Rechnungsbücher. In: Pohl, Walter; Herold, Paul (Hrsg.): Vom Nutzen des Schreibens. Soziales Gedächtnis, Herrschaft und Besitz im Mittelalter. Wien 2002, 237–268.
- <sup>23</sup> Vgl. etwa Teuscher, Simon: Bekannte - Klienten - Verwandte: Soziabilität und Politik in der Stadt Bern um 1500. Köln 1997 (Norm und Struktur, Bd. 9).
- <sup>24</sup> Arlinghaus (wie Anm. 10).
- <sup>25</sup> Vgl. dazu auch Denzel, Markus A. et al. (Hrsg.): Kaufmannsbücher und Handelspraktiken vom Spätmittelalter bis zum beginnenden 20. Jahrhundert. Stuttgart 2002.
- <sup>26</sup> Vgl. dazu vor allem Gilomen, Hans-Jörg: Der Kleinkredit in spätmittelalterlichen Städten. Basel und Zürich im Vergleich. In: Holbach, Rudolf; Pauly, Michel (Hrsg.): Städtische Wirtschaft im Mittelalter. Festschrift für Franz Irsigler zum 70. Geburtstag. Köln 2011, 109–148 sowie ders.: Neuere Forschungen zur Schweizer Wirtschaftsgeschichte im Mittelalter. In: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 96 (2009), 482–510; sowie Signori (wie Anm. 3).

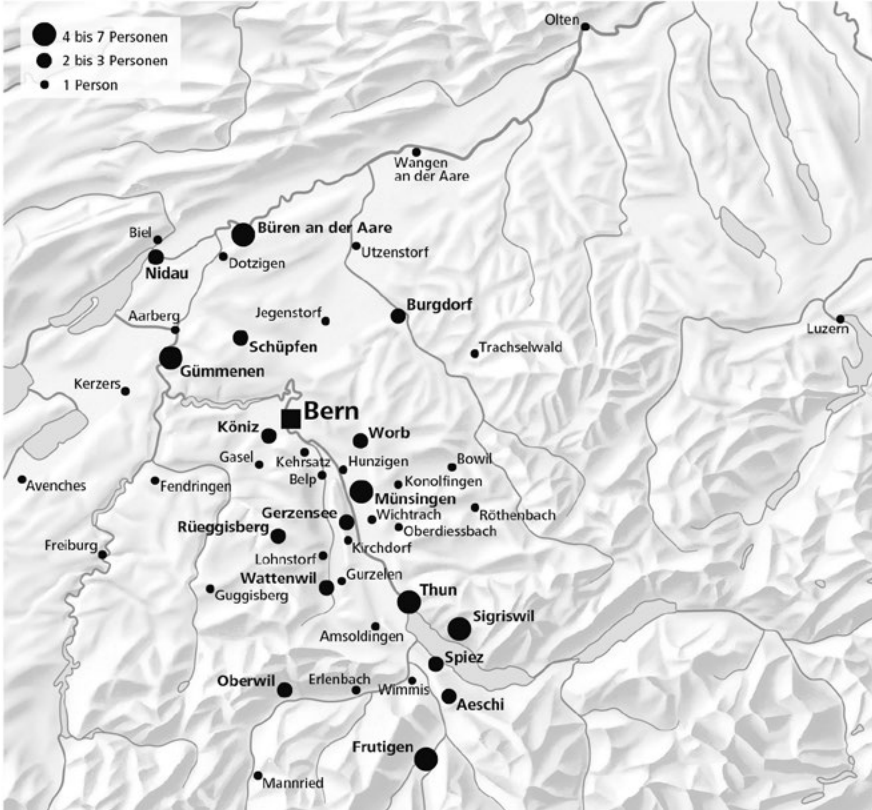
# Stifterinnen und Stifter

Roland Gerber

Im Folgenden werden die im St. Vinzenzschuldbuch verzeichneten Einnahmekonten nach der geografischen und sozialen Herkunft von Stifterinnen und Stiftern ausgewertet. Das besondere Interesse gilt der Frage, inwieweit die wichtigsten Wohltäter des Münsterbaus persönliche Beziehungen zu Thüring von Ringoltingen unterhielten. Um das soziale Umfeld des Kirchenpflegers zu beschreiben, werden die im Schuldbuch erwähnten Frauen und Männer aufgrund des Vermögens, das sie während des Steuerumgangs von 1448 auswiesen, charakterisiert und den drei sozialen Gruppen «Adlige und Notabeln», «Handwerksmeister und Gewerbetreibende» sowie «Tagelöhner, Mägde und Dienstknechte» zugeordnet. Auf diese Weise kann einerseits aufgezeigt werden, welchen Anteil die drei Gruppen an der Baufinanzierung hatten. Andererseits lassen sich individuelle Kontakte und Abhängigkeiten zwischen Stifterinnen und Stiftern sowie Thüring von Ringoltingen beziehungsweise dem Berner Rat als Auftraggeber des Münsterbaus beschreiben.<sup>1</sup>

Das St. Vinzenzschuldbuch verzeichnet rund 520 Konten, die sich je nach Art der Einkünfte auf die drei Rubriken Almosen (6 Prozent), einmalige Vergabungen (77 Prozent) oder jährliche Zinszahlungen auf Immobilien, Getreidezehnten und Grundrenten (17 Prozent) verteilen. Darin werden über 160 Frauen und 600 Männer namentlich genannt. Ungefähr 450 Personen beteiligten sich mit mindestens einer Vergabung am Münsterbau. Von diesen 450 wohnten rund 100 nicht in der Stadt. Sie stammten aus 67 verschiedenen Ortschaften, verteilt auf ein Gebiet mit Schwerpunkt vom Seeland der Aare entlang bis in die Täler des Oberlands. Eine besonders hohe Zahl von Stifterinnen und Stiftern lebte im oberen Aaretal zwischen Bern und Thun. Die Bewohner dieses Landstrichs standen in engen wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen vor allem zu den wohlhabenden Stadtbürgern. Diese erwarben seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert zahlreiche Gerichts- und Grundrechte, was es ihnen ermöglichte, auf ihren Landgütern einen ritterlich-adligen Lebensstil zu führen und politische Ämter in der Stadt zu bekleiden.<sup>2</sup> Das ländliche Territorium Berns war für die Finanzierung des Münsterbaus insofern von erheblicher Bedeutung, als Zehnterträge ebenso wie Bodenzinse von Landgütern sowie Einkünfte aus Vermögen von Pfarrkirchen in die Baukasse flossen. Die höchste im Schuldbuch dokumentierte Vergabung betrug 300 Gulden<sup>3</sup> und betraf einen Zehnten bei Merzligen in der Landvogtei Nidau. Aus dem Verkauf der Zehntrechte gelangten zwischen 1451 und 1453 nachweislich 99,5 Gulden an den Kirchenbau.<sup>4</sup> 1454 verpflichteten sich «die lantlút von Obersibental» gemeinschaftlich, im Namen eines in Bern ansässigen Schuldners 75 Gulden an die Kirchen-

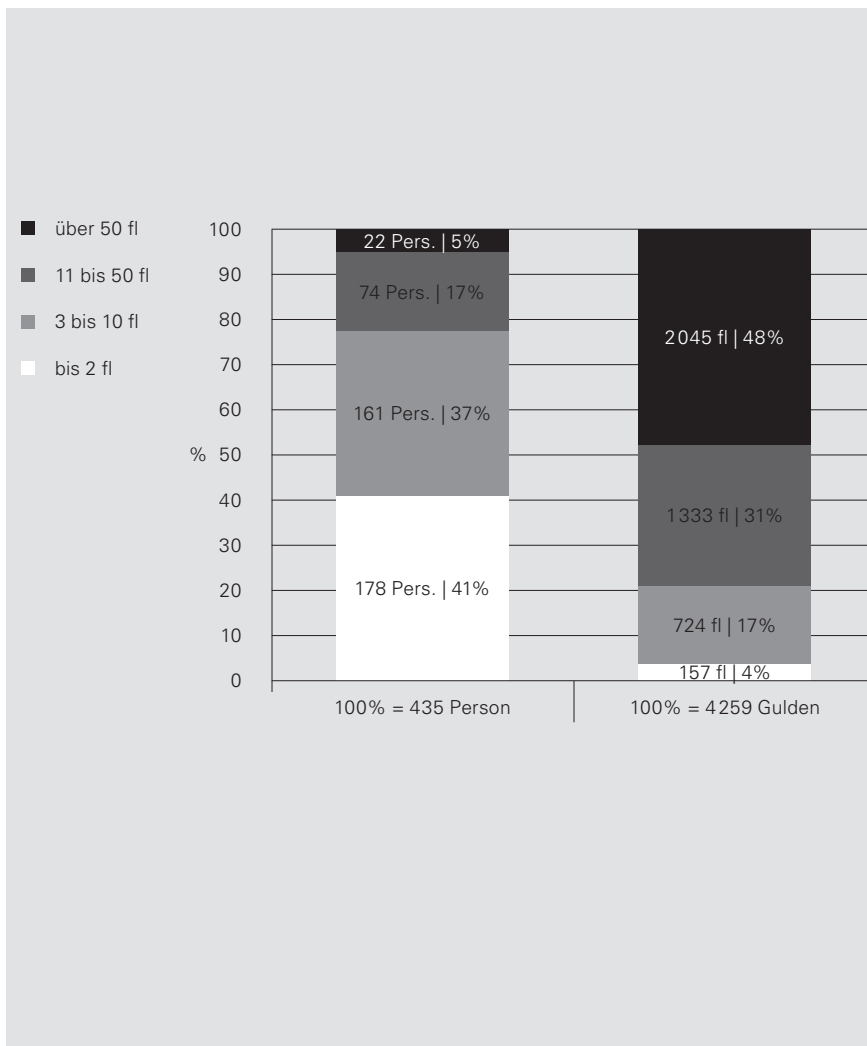




Geografische Herkunft von Stifterinnen und Stiftern. – Roland Gerber 2017.

fabrik zu entrichten.<sup>5</sup> Auch die meisten der im Schuldbuch aufgezeichneten Bussgelder stammten von Personen, die im bernischen Territorium ansässig waren. Die höchsten Beträge schuldeten Aegidius Gruschi aus Wimmis, der 1456 einen «gelerten eid an [ohne] ale genad» schwörte, der Kirchenfabrik in zwei Raten insgesamt 57 Gulden auszurichten,<sup>6</sup> sowie ein Gerber aus Röthenbach. Diesen verurteilte der Rat am 21. August 1453 zur Bezahlung einer Busse von 50 Gulden. Das Geld kam zur Hälfte an den Münsterbau und zur Hälfte an «der stat Bern, minen lieben heren», die ihm schlussendlich 5 Gulden an seiner Schuld erliessen.<sup>7</sup>

Werden Vergabungen und Geldzinse einzelnen Stifterinnen und Stiftern zugeordnet und die Höhe der versprochenen Kapitalien in vier Kategorien (bis 2, 10, 50 und über 50 Gulden) unterteilt, so zeigt sich, dass nur ein kleiner Kreis vermögender Personen für den grössten Teil der im Schuldbuch dokumentierten Geld- und Naturalstiftungen aufkam. Von insgesamt 435 Frauen und Männern, die nachweislich einen Beitrag zwischen 3,5 Schillingen und 300 Gulden an den Baubetrieb stifteten, erbrachten 96 Personen ganze 79 Prozent des geschuldeten Gesamtbetrags. Davon entrichteten 22 Personen knapp die Hälfte der Gelder und Naturalien, während die grosse Mehrheit, die weniger als 10 Gulden an den Baubetrieb entrichtete, nur ungefähr einen Fünftel beisteuerte. Von 189 dieser Frauen und Männer sind ihre Wohnlage in Bern und ihr steuerbares Vermögen bekannt. 59 Personen (31 Prozent) gehörten zur vermögenden Oberschicht. Diese wiesen während des Steuerumgangs vom 11. November 1448 einen Besitz über 1000 Gulden aus.<sup>8</sup> Weitere 86 Personen (46 Prozent) versteuerten ein mittleres Vermögen zwischen 100 und 1000 Gulden.<sup>9</sup> Dazu gehörten vor allem Handwerksmeister und deren Ehefrauen. Die Meister besaßen das städtische Bürgerrecht und waren Mitglied in einer der dreizehn um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Bern beheimateten Handwerksgesellschaften. Die Mehrheit von ihnen sass im Rat der Zweihundert, aus dem alle Ratsämter und Behörden der Stadt besetzt wurden.<sup>10</sup> Ihre wichtigste Einnahmequelle waren gewerbliche Tätigkeiten, wobei bei jenen Männern, die ein Vermögen über 500 Gulden versteuerten, zusätzliche Einkünfte aus Handel und Grundbesitz die Regel gewesen sein dürften. Immerhin 44 Frauen und Männer (23 Prozent), die im Tellbuch von 1448 ein Vermögen unter 100 Gulden auswiesen, schenkten Geld oder Naturalien an den Münsterbau. Bei diesen handelte es sich mehrheitlich entweder um ärmere Handwerksmeister oder um rechtlich und wirtschaftlich unselbstständige Personen. Sie gingen zwar ebenfalls einer Lohnarbeit nach, verfügten jedoch nur über einen kleinen Besitz wie Hausrat und Kleider. Vor allem



Prozentualer Anteil Stifterinnen und Stifter je nach Spendenklasse (linke Säule) /  
 Prozentualer Anteil an Vergabungen je nach Spendenklasse (rechte Säule).  
 – Roland Gerber 2017.

die in fremden Haushalten arbeitenden Dienstmägde und Knechte sowie Kranke und alleinstehende Frauen zählten in der spätmittelalterlichen Stadt zu den wirtschaftlich Schwächsten.<sup>11</sup> Mit rund 32 Prozent ist der Anteil der Frauen in dieser Personengruppe denn auch mehr als doppelt so hoch als bei den anderen Gruppen.<sup>12</sup>

### **Adlige und Notabeln: Freunde und Bekannte Thüring von Ringoltingens**

Nach dem Tellbuch von 1448 verfügten 117 wohlhabende Frauen und Männer oder sechs Prozent der steuerpflichtigen Erwachsenen in Bern über rund 75 Prozent der um die Mitte des 15. Jahrhunderts in der Stadt zu versteuerten Mobilien und Immobilien.<sup>13</sup> Rund die Hälfte dieser Personen wird im St. Vinzenzenschuldbuch als Wohltäter des Münsterbaus genannt. Die grössten Stiftungen stammten von Angehörigen sozial hochgestellter Adelsgeschlechter wie dem Schultheissensohn Johann Rudolf Hofmeister, den Brüdern Kaspar und Niklaus von Scharnachtal sowie Peter und Ulrich von Erlach. Weitere Vergabungen über 50 Gulden machten die Notabeln Johannes von Muhleren, Loy und Ludwig von Diesbach, der Gerichtsschreiber Johannes von Kilchen sowie die Kaufleute Johannes Fränkli, Heinrich Roland, Peter Brüggler, Johannes von der Gruben und Johannes Schütz. Die Männer standen als Ratsmitglieder oder Stubengesellen der Herrenzunft zum Narren und Distelzwang (von Erlach, von Scharnachtal, von Muhleren, von Diesbach, von der Gruben) sowie der beiden um 1420 gegründeten Handelszünfte zum Mittellöwen (Brüggler, Fränkli, von Kilchen) und zu Kaufleuten (Schütz) in engem sozialem und wirtschaftlichem Kontakt zu den beiden Protagonisten des Münsterbaus Thüring von Ringoltingen und dessen Vater Rudolf.

Freundschaftlich verbunden war Thüring von Ringoltingen mit dem etwa gleichaltrigen Niklaus von Scharnachtal. 1454 trat er dessen Nachfolge als Stubenmeister zum Narren und Distelzwang an.<sup>14</sup> Niklaus von Scharnachtal seinerseits amtierte zwischen 1452 und 1456 anstelle Thüring von Ringoltingens als Kirchenpfleger von St. Vinzenz. Die enge Verbundenheit der beiden Familien manifestiert sich nicht zuletzt auch in der Stiftung der gegenüberliegenden Glasfenster in den östlichen Jochen des Münsterchors. Nachdem Kaspar von Scharnachtal, der Bruder von Niklaus, nach eigener Aussage bereits 1448 einen Betrag von 60 Gulden an «die gezierd oder ann buw» versprochen hatte, bezahlte er bis im August 1451 insgesamt 80 Gulden an die Herstellung des

von-Scharnachtal-Fensters, «das ob dem drin stüllen ist, da die phriester uff rüven [aufrufen], wen si ab [dem] altdar gand.»<sup>15</sup> Zwischen 1463 und 1470 lösten sich Thüring von Ringoltingen und Niklaus von Scharnachtal dann im jährlichen Wechsel mit Niklaus von Diesbach und Adrian von Bubenberg im Amt des Berner Schultheissen ab.

Während das von-Scharnachtal-Fenster wie jenes der von Ringoltingen auf der Stiftung einer einzelnen Familie beruhte, wurde das 10000-Ritter-Fenster direkt daneben von mehreren Personen finanziert.<sup>16</sup> Die grössten Vergabungen machte der neben Thüring von Ringoltingen amtierende zweite Kirchenpfleger Johannes Schütz. Der Tuchkaufmann übergab der Kirchenfabrik 1448 einen Barbetrag von 27 Gulden für die Herstellung eines Glasfensters in seiner Kapelle im südlichen Seitenschiff, «so by der kintbettern tuerli ist». Des Weiteren schenkte er eine Wiese in Thun sowie einen jährlichen Zins «uff der oberen phistren holtzinem hus, so oben an der zitglogken lit», aus dem Nachlass seines Veters.<sup>17</sup> Die Wiese wie auch der Hauszins wurden für insgesamt 85,5 Gulden verkauft. Der Erlös ging direkt an den Lohn von Meister Niklaus Glaser, den die Schreiber wegen seiner hageren Gestalt etwas geringschätzig auch als «Magerfritz» bezeichneten.<sup>18</sup> Rudolf von Ringoltingen und Schultheiss Heinrich von Bubenberg hatten im Sommer 1447 mit dem in Bern ansässigen Glasmalermeister einen Werkvertrag zur Herstellung des 10 000-Ritter-Fensters abgeschlossen.<sup>19</sup> Im Februar 1450 zahlte ihm Thüring von Ringoltingen dann den vereinbarten Lohn von 127,5 Gulden aus. Der Kirchenpfleger beklagte sich im Schuldbuch jedoch darüber, dass er Niklaus Glaser eine Gratifikation von 10 Gulden hatte zugestehen müssen, «denn er es susz nitt getän hëtt». Mithilfe weiterer Stiftungen kaufte von Ringoltingen das Papier, «zu der 10 tusent Ritter glaszvenster ze entwërffen»,<sup>20</sup> sowie Eisenstangen und Blei für die Glasfassungen<sup>21</sup> und finanzierte das Versetzen der farbigen Scheiben, wobei er «öch allen frömden meistern die zalung darzû» gab.<sup>22</sup>

Die hinter Johannes Schütz grosszügigsten Vergabungen stammten von wohlhabenden Witwen. Während die alte «Goetzina» im Juli 1448 vier Schalen im Wert von 2 Mark und 5 Lot Silber schenkte,<sup>23</sup> stiftete die Witwe des um 1431 gestorbenen Säckelmeisters Bernhard Balmer, «von ir selbs und ir mans selig umb ir fordren wegen», 50 Gulden «an der 10 tusent Ritter glaszfenster».<sup>24</sup> Ebenfalls Beträge über 50 Gulden vergaben die Witwen Margareta von Greyerz und Agnes Fischer. Margareta von Greyerz übergab dem Münsterbau neben Bargeld einen jährlichen Bodenzins auf einem Landgut in Gasel.<sup>25</sup> Agnes Fischer schenkte mehrere, teilweise kolorierte Bücher, die Thüring von Rin-

goldingen zugunsten des Münsterbaus verkaufte.<sup>26</sup> Daneben finanzierte sie die Herstellung eines Steinreliefs, das Jesus auf dem Ölberg zeigt.<sup>27</sup> Lucia Balmer gehörte mit einem Vermögen von 11 400 Gulden und Margareta von Greyerz mit 5251 Gulden zu den fünf reichsten Bürgerinnen Berns.<sup>28</sup> Über das weitaus höchste weibliche Vermögen verfügte 1448 mit 25 000 Gulden jedoch die Witwe Anna von Krauchthal, geborene von Velschen. Sie überlebte ihren Gatten, den um 1425 gestorbenen Schultheissen Peter von Krauchthal, um Jahrzehnte und stiftete der Kirchenfabrik die Erträge mehrerer Haus- und Bodenzinse.<sup>29</sup> Auch die Ehemänner von Agnes Fischer und der alten «Goetzinen», die im Schuldbuch als Grämper oder Krämer bezeichnet werden, waren wohlhabend und verfügten über einen steuerbaren Besitz über 1500 Gulden.<sup>30</sup> Die beiden Männer hatten es verstanden – wie die Eltern Rudolf von Ringoltingens –, die handwerkliche Tätigkeit ihrer Väter aufzugeben und im Vieh- und Warenhandel sowie mit dem Kauf von Grund- und Gerichtsrechten auf dem Land in den Kreis der vermögenden Bürger aufzusteigen.<sup>31</sup>

---

#### Frauen brachten knapp ein Viertel der einmaligen Vergabungen auf

Ungefähr 120 der insgesamt rund 520 im Schuldbuch aufgeführten Einnahmekonten betrafen Frauen. Ihre Stiftungen erbrachten rund ein Viertel der zwischen 1447 und 1457 an die Kirchenfabrik ausbezahlten einmaligen Vergabungen. Frauen spielten damit für die Baufinanzierung des Münsters eine wichtige Rolle: Einerseits indem sie sich zusammen mit ihren Ehemännern bereits zu Lebzeiten um das Seelenheil ihrer Familien kümmerten und den Kirchenpflegern und anderen geistlichen Institutionen in Bern grosszügige Stiftungen machten. Andererseits zeigten sie sich nach dem Tod ihrer Gatten darum bemüht, dass die in Testamenten, Stiftungsbriefen oder mündlichen Versprechen eingegangenen Verpflichtungen eingehalten wurden. Bei Erbstreitigkeiten wandten sie sich an ihren Vogt oder den Rat, der zwischen den Parteien vermittelte und sicherstellte, dass keine Vermögenswerte aus der Stadt abflossen. Eine grosse wirtschaftliche Bedeutung kam vor allem den Witwen wohlhabender Adliger und Notabeln zu. Da diese ihre Ehemänner nicht selten um mehrere Jahre überlebten, hatten sie die Möglichkeit, das ererbte Vermögen ohne männlichen Haushaltsvorstand zu verwalten und – wenn keine leiblichen Kinder vorhanden waren – nach ihrem Tod dem Heiligen Vinzenz zu schenken. Nur wenige Frauen konnten hingegen durch Erwerbstätigkeit oder Lohnarbeit ein eigenes Vermögen erwerben und als Handwerksmeisterin oder Magd Stiftungen an den Münsterbau vergeben. Eine bemerkenswerte Ausnahme

bildete die Wirtin Margaretha Leu. Sie betrieb mit dem Gasthaus zum Roten Löwen an der nördlichen Gerechtigkeitsgasse ein lukratives Gewerbe. Als selbstständig erwerbstätige Frau hatte sie – unabhängig von einem männlichen Verwandten – ein sicheres Auskommen und versteuerte 1448 das ansehnliche Vermögen von 1772 Gulden.

---

Die persönlichen Beziehungen Rudolf und Thüring von Ringoltingens zu den führenden Ratsgeschlechtern spielten auch bei der Stiftung des Wurzel-Jesse-Fensters<sup>32</sup> nach 1451 und des Hostienmühle-Fensters<sup>33</sup> um 1455 im Münsterchor eine hervorragende Rolle. Während das Hostienmühle-Fenster unter dem Vorsitz des Schultheissen Rudolf von Ringoltingen wahrscheinlich durch den Kleinen Rat in Auftrag gegeben und finanziert wurde, traten beim Wurzel-Jesse-Fenster Johannes Fränkli und der Kirchenpfleger Peter Stark als Wohltäter in Erscheinung. Deren Familienwappen sowie ein drittes, bislang nicht identifiziertes Wappen mit einem Gerbermesser weisen die Kaufleute als Stifter dieses Chorfensters aus.<sup>34</sup> Johannes Fränkli wird im St. Vinzenzenschuldbuch neben den Kirchenpflegern Thüring von Ringoltingen, Johannes Schütz und Ulrich von Laupen am häufigsten namentlich genannt und gehörte damit zu den aktivsten Förderern des Münsterbaus im 15. Jahrhundert. Er hatte in seiner Jugendzeit eine kaufmännische Ausbildung an ausländischen Handelsniederlassungen erfahren.<sup>35</sup> Dies ermöglichte es dem Sohn eines aus Böhmen nach Bern eingewanderten Pelzhändlers, 1440 das verantwortungsvolle Amt eines Geleitsherrn im Kaufhaus zu übernehmen und von 1458 bis zu seinem Tod 1478 als Säckelmeister den gesamten städtischen Finanzhaushalt zu kontrollieren. Begonnen hatte Johannes Fränkli seine politische Laufbahn wie Thüring von Ringoltingen womöglich als Kirchenpfleger von St. Vinzenz, wo er seine besonderen kaufmännischen Fähigkeiten erstmals unter Beweis stellte. Bereits damals dürfte er die ersten grösseren Geldbeträge an den Baubetrieb gestiftet haben. Auch nach seiner Demission als Kirchenpfleger blieb Johannes Fränkli einer der wichtigsten Geldgeber des Münsterbaus. Nachdem er bereits im Oktober 1447 mehrere Schuldbriefe im Wert von 62 Gulden mit der Auflage an Thüring von Ringoltingen übergeben hatte, dass dieser das Geld bei den säumigen Schuldnern einzog, summierte der Kirchenpfleger dessen Schuld um 1450 auf insgesamt 84 Gulden.<sup>36</sup> 1452 stiftete er dann weitere 12 Gulden für die Errichtung eines Gewölbes im südlichen Seitenschiff des Münsters, «das der helg im sol machen, der von Rol gewelb ze nöchst».<sup>37</sup> Die grosse Bedeutung Johannes Fränkli bei der Finanzierung des Baubetriebs zeigt sich nicht zuletzt auch darin, dass er bei allen wichtigen Rechnungsab-

schlüssen der Kirchenfabrik persönlich anwesend war oder bei finanziellen Engpässen Bargeld für die Bezahlung von Handwerkerlöhnen vorschoss. Symbolträchtig am Namenstag des Heiligen Vinzenz am 22. Januar 1444 quittierte er zusammen mit dem Schultheissen Heinrich von Bubenberg dem Münsterwerkmeister Matthäus Ensinger ausstehende Lohnzahlungen in der Höhe von 498 Gulden und dann noch einmal am 30. Mai 1451 weitere Ausstände von 693 Gulden «alt und núw rechnungen».<sup>38</sup> Im gleichen Jahr versprach er in Anwesenheit der Kirchenpfleger, bei Peter und Ulrich von Erlach eine Schuld von 57 Gulden einzuziehen, die er an die Bezahlung des Glasfensters im Münsterchor neben dem Sakramentshaus entrichten wollte.<sup>39</sup> Die letzte Vergabung Johannes Fränklis datiert vom 10. November 1455. Sie betrug 6 Gulden abzüglich 2 Schillinge, «die sin abgangen an 2 dugaden [Dukaten], die zuo liecht» waren.<sup>40</sup>

Die adligen Brüder Peter und Ulrich von Erlach gehörten wie die Kaufleute Johannes Fränkli und Ulrich von Laupen zum engeren Bekannten- und Freundeskreis der Familie von Ringoltingen. Ihr Onkel Ulrich von Erlach senior amtierte zwischen 1446 und 1456 im jährlichen Amtswechsel mit Rudolf von Ringoltingen und Heinrich von Bubenberg als Schultheiss. Am 8. Februar 1448 vereinbarten Thüring von Ringoltingen und die beiden Brüder, mit Meister Niklaus einen auswärtigen Baufachmann nach Bern zu berufen, «der uff die hütten gestelt ze werken» sollte, «so lang er uns füget».<sup>41</sup> Obwohl sich Peter und Ulrich von Erlach dazu verpflichteten, den Lohn des aus Basel stammenden Steinmetzmeisters und von dessen Gesellen Dinkelmann und Elsässer zu finanzieren, mussten sie wiederholt zur Entrichtung ausstehender Gelder und Kornzinse gemahnt werden.<sup>42</sup> Thüring von Ringoltingen nutzte deshalb ihre Anwesenheit «des nachtes in der stuben zum narren», um am St. Vinzenztag 1449 geschuldete Gelder einzufordern.<sup>43</sup> Problematisch war nicht zuletzt auch die Schenkung von rund 6 Gulden durch die «altdi jungfrö» Christina. Diese lebte im Haushalt Ulrich von Erlachs und versteuerte 1448 ein vergleichsweise hohes Vermögen von 100 Gulden.<sup>44</sup> Da ihre Tochter nachweisen konnte, dass die Mutter die 6 Gulden bereits der Pfarrkirche in Jegenstorf versprochen hatte, gelangte schlussendlich nur der halbe Betrag an «Sant Finzentzen an [den] bu».<sup>45</sup>

### **Handwerksmeister und Gewerbetreibende: die Kirchenfabrik als Auftraggeberin**

Von den 478 Frauen und Männern, die während des Steuerumgangs von 1448 ein mittleres Vermögen zwischen 100 und 1000 Gulden versteuerten, vergaben



86 oder knapp 18 Prozent Geld oder Naturalien an den Münsterbau. Es handelte sich bei dieser Personengruppe vornehmlich um Handwerksmeister, die im St. Vinzenzschuldbuch teils auch als Lieferanten von Baumaterialien, Werkzeugen und Gerätschaften, aber auch von Metallgegenständen wie Eisenstäben und Bleifassungen oder kunstvoll gefertigten Monstranzen, Messing- und Zinnkannen in Erscheinung traten. Die grosszügigsten Vergabungen stammten von Meistern, die auch ausserhalb des Baubetriebs am Münster zu den regelmässigen Lohnempfängern des Rats gehörten. Sie unterschieden sich damit von auswärtigen Bauhandwerkern, die unter der Leitung des Münsterwerkmeisters in der Bauhütte arbeiteten und von denen im Schuldbuch nur wenige Stiftungen an den Münsterbau überliefert sind. Eine aufschlussreiche Ausnahme bildet der Parlier Lienhard von Kiessen, der 1448 – offenbar nicht ganz freiwillig – auf einen Teil seines Wochenlohns verzichten musste.<sup>46</sup>

Zu den grössten Wohltätern gehörten mehrere Angehörige der Tuchfärber- und Kannengiesserfamilie von Miltenberg. Bereits vor der Grundsteinlegung des Münsters 1421 hatte der Färbermeister Konrad von Miltenberg wiederholt grössere Stiftungen gemacht, worauf ihn der Rat 1417 zum Kirchenpfleger von St. Vinzenz ernannte.<sup>47</sup> Nach seinem Tod um 1441 entrichtete dann sein gleichnamiger Sohn den von ihm 1407 gestifteten Zins ab einem Färbhaus «arhalb an der matden».<sup>48</sup> Wiederholt für den Rat tätig war ausserdem der wohlhabende Kannengiesser Johannes von Miltenberg. Allein 1436 bezahlte ihm der Säckelmeister 72 Gulden «umb züg, bli [Blei] und zin und ander ding», die er mit seinen Gesellen auf der Landvogteiburg in Thun verbaut hatte.<sup>49</sup> Weitere Zahlungen erhielt er für das Anfertigen von Zinnkannen, Geschirr, Hörnern für die Turmwächter, für das Ausbessern der mechanischen Uhr am Zeitglocken und «umb züg zu den büchsen [Geschützen]».<sup>50</sup> Daneben erwähnt ihn Thüring von Ringoltingen als Hersteller des Dachreiters auf dem Chor der alten St. Vinzenzkirche.<sup>51</sup> Im Dezember 1448 wandte sich Johannes von Miltenberg mit der Bitte an den Kirchenpfleger, ihm beim Eintreiben einer Schuld von 24,5 Gulden «gegen einem von Sibental» behilflich zu sein. Würde es ihm gelingen, das Geld zu beschaffen, sollte «die schuld dem heiligen ann buw» fallen.<sup>52</sup> 1451 erliess er der Kirchenfabrik zudem die Hälfte der Kosten für die Anfertigung einer Monstranz im Wert von 20 Gulden.<sup>53</sup> 1454 bezeugten schliesslich der Münsterwerkmeister Stefan Hurder und der Parlier Lienhard von Kiessen im Gesellschaftshaus zum Narren eine weitere Schuld der von Miltenberg in der Höhe von 20 Gulden.<sup>54</sup>

Andere Handwerksmeister wie Johannes Ziegler und der Stadtwerkmeister Johannes von Bern schenkten ebenfalls Gewerbeerzeugnisse oder einen Teil ihrer Arbeitsleistung dem Heiligen Vinzenz. Da sie im Schuldbuch sowohl als Lohnempfänger der Kirchenfabrik als auch als Stifter in Erscheinung traten, mussten die Kirchenpfleger ihre Ausstände jeweils gegeneinander aufrechnen. Während Johannes von Bern dem Münsterbau am 8. September 1448 «nach aller rechnung» rund zwei Zentner Eisenstangen für die Chorfenster sowie 5 Gulden schuldig blieb, quittierte ihm Thüring von Ringoltingen am 18. April 1449 ausstehende Lohnzahlungen in der Höhe von 3 Gulden. Die Arbeiten, die der Stadtwerkmeister «disz jares hat dem heilgen gewerket», bezifferte er auf 7,7 Gulden.<sup>55</sup> Darüber hinaus erhielt Johannes von Bern mit seinen Gesellen rund 50 Gulden aus der Stadtkasse ausbezahlt für ihre Tätigkeit auf kommunalen Baustellen während des ersten Halbjahrs 1449.<sup>56</sup> Johannes Ziegler belieferte den Münsterbau und die städtischen Baubetriebe mit gebranntem Kalk, Ziegeln und Backsteinen. Dafür entlohnte ihn der Säckelmeister im gleichen Halbjahr mit 6,5 Gulden.<sup>57</sup> Demgegenüber hatte er den jährlich fälligen Lehenszins von 4 Gulden für die Nutzung seiner Ziegelhütte an die Kirchenfabrik zu entrichten.<sup>58</sup> Johannes Ziegler scheint die Zinszahlungen jedoch teilweise schuldig geblieben zu sein. Nach seinem Tod um 1452 liessen die Kirchenpfleger seine Lagerbestände jedenfalls räumen und gegen 5500 Flachdachziegel dem Münsterbau zuführen.<sup>59</sup>

Neben Bauhandwerkern, die regelmässig auf Lohnlisten des Rats erscheinen, erwähnt das Schuldbuch auch städtische Dienstleute wie Boten, Reiter, Weibel und Schreiber, die Geld oder ihre Arbeitsleistung an den Baubetrieb stifteten. Diese genossen wie der Stadtschreiber Johannes Blum – der nach einer Notiz Thüring von Ringoltingens für den Heiligen «vil geschriben hett»<sup>60</sup> – und der Stadtreiter Heinrich Abt das besondere Vertrauen der regierenden Ratsherren.<sup>61</sup> Heinrich Abt überbrachte vertrauliche Nachrichten zu benachbarten Städten und Fürsten wie 1443 an den Hof der Herzöge von Savoyen am Genfersee.<sup>62</sup> Dies ermöglichte es ihm, ein mittleres Vermögen von 243 Gulden zu erwerben.<sup>63</sup> Während des Alten Zürichkriegs besorgte Heinrich Abt die Nachrichtenübermittlung zwischen dem Rat und den im Feld stehenden bernischen Truppen. Allein 1445 erhielt er vom Säckelmeister «uf rechnung» 7 Gulden für geleistete Reitdienste im vergangenen halben Jahr ausbezahlt.<sup>64</sup> Möglicherweise befand er sich am 27. Mai 1444 im eidgenössischen Belagerungsheer vor Greifensee, als der aus Bern herbeigerufene Nachrichter rund 60 Männer der Burgbesatzung enthauptete.<sup>65</sup> Im Krieg gegen Freiburg 1448 erbeutete Hein-

rich Abt während eines Raubzugs dann ein Pferd. Wahrscheinlich um den Diebstahl gegenüber Gott zu sühnen, schenkte er sein «Raubrösslein» im Wert von 2 Gulden dem Heiligen Vinzenz.<sup>66</sup> 1459 vermachte der Stadtreiter «an sinem todbett» schliesslich noch Einkünfte von jährlich 6 Mütt<sup>67</sup> Dinkelgeld unter der Bedingung an die Kirchenfabrik, dass seine Ehefrau den halben Ertrag bis zu ihrem Tod weiterhin nutzen konnte.<sup>68</sup>

Bei den Stifterinnen waren es wiederum die Angehörigen der Familie von Miltenberg, die dem Münsterbau grössere Geldbeträge und Erträge aus Bodenzinsen zukommen liessen. Am Beispiel der Vergabungen von Katharina Schenk, der Witwe des Färbermeisters Konrad von Miltenberg, und ihrer Schwester Elisabeth von Sutz wird deutlich, wie aufwändig der Einzug von Schulden bei Erben ausfallen konnte. Katharina Schenk hatte in ihrem Testament festgelegt, dass die Erträge aus ihrem Landgut in Konolfingen von jährlich 2 Mütt Dinkel, 4,5 Körst Hafer, einem Fasnachtshuhn, zwei Sommerhühnern und 20 Eiern erst nach dem Tod ihrer Schwester an die Kirchenfabrik fallen sollten. Eine ähnliche Bestimmung erliess sie für die von ihrem Ehemann gestifteten 4 Mütt Dinkelgeld auf einem Landgut in Wichtrach. Diese durften erst nach dem Tod ihres «swester sun» zur Hälfte dem Münsterbau und «je ein mütt den fröwen in der ysel [Insel] und der vierde mütt dem nidren spittal mitt eygern [Eiern] und hünren» zukommen. Als Elisabeth von Sutz am 25. Juli 1449 schliesslich starb, verkaufte Thüring von Ringoltingen den Bodenzins des Landguts in Konolfingen an ihren Bruder. Danach wandte er sich mit der Bitte an den Rat, mit Johannes Untermann einen weiteren Verwandten anzuweisen, von den gestifteten 20 Gulden der Witwe 8 Gulden in zwei Raten bis Ostern 1450 an die Kirchenfabrik auszuzahlen.<sup>69</sup> Dazu entrichtete Johannes Untermann 30 Schillinge in bar an Lienhard von Kiessen und 10 Schillinge an den Hafner Vinzenz Tüdingen.<sup>70</sup> Weitere 4,5 Gulden erbrachte der Verkauf eines Tuchs aus Schafwolle.<sup>71</sup> Bevor er jedoch das restliche Geld an die Kirchenpfleger aushändigen konnte, starb auch Johannes Untermann. Die verbleibende Schuld von 10 Gulden fiel deshalb an Peter von Speichingen, den Bruder des 1450 zum Berner Stadtschreiber ernannten Thomas von Speichingen.<sup>72</sup> Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang eine von Johannes Untermann in seinem Testament gemachte Bestimmung. Diese legte fest, dass – falls seine Ehefrau einen Knaben gebären würde – seine besten Kleider, «nemlich der best rok und der best mantel», an die Kirchenfabrik kommen sollten. Würde sie jedoch ein Mädchen zur Welt bringen, sollten nach seinem Tod nicht seine Kleider, sondern sein Harnisch in den Besitz des Heiligen Vinzenz übergehen.<sup>73</sup>

## **Tagelöhner, Mägde und Dienstknechte: Teilhabe am Seelenheil**

Am unteren Rand der städtischen Gesellschaft standen jene 1294 Frauen und Männer, die im Tellbuch von 1448 ein Vermögen unter 100 Gulden auswiesen. Zusammen besaßen sie nur gerade einmal rund fünf Prozent des insgesamt versteuerten Kapitals in der Stadt Bern. Rund 40 Prozent von ihnen verfügten sogar über keinerlei Besitz und bezahlten lediglich eine Kopfsteuer von 5 Schillingen in die Stadtkasse.<sup>74</sup> Diese rechtlich und ökonomisch unselbstständigen Personen arbeiteten entweder in Haushalten wohlhabender Bürger oder empfingen Tagelöhne für ihre Tätigkeit auf kommunalen Baustellen und in Handwerksbetrieben. Das St. Vinzenzschuldbuch verzeichnet insgesamt 44 Personen, die sich nur mit kleineren Geldbeträgen oder Naturalien am Baubetrieb beteiligten. Stiftungen von Bodenzinsen auf Landgütern fehlen bei dieser wirtschaftlich benachteiligten Bevölkerungsgruppe gänzlich. Trotz ihrer eingeschränkten finanziellen Möglichkeiten waren aber auch ärmere Stadtbewohner daran interessiert, ihr Seelenheil mithilfe wohlthätiger Stiftungen an den Münsterbau oder andere kirchliche Institutionen zu sichern.<sup>75</sup> Entsprechend bemerkte Thuring von Ringoltingen bei einer Schuld des Sägemüllers Niklaus Harzkopf, «hett by siner frombkeit [Frömmigkeit] versprochen ze bezaln hinnan zu ostren» 1449.<sup>76</sup> Da einfache Handwerker, Tagelöhner und deren Ehefrauen verdientes Bargeld in der Regel für die Bestreitung des täglichen Lebensunterhalts rasch wieder ausgaben, schenkten sie häufig Gebrauchsgegenstände aus ihren Haushalten oder wie Zimmerleute, Steinmetze und Maurer einzelne Tagelöhne an den Baubetrieb.<sup>77</sup> Der in der Nähe des Münsters an der Junkerngasse ansässige Steinhauer Niklaus Kraft vermachte der Kirchenfabrik nach seinem Tod sein Werkzeug, wozu eine Steinaxt, ein Meissel und eine Pflasterkelle gehörten.<sup>78</sup> Häufig genannt werden im Schuldbuch ausserdem Kannen und Häfen aus Messing oder Zinn,<sup>79</sup> Möbel,<sup>80</sup> Kleidungsstücke<sup>81</sup> oder Bettwäsche<sup>82</sup> sowie Teile militärischer Ausrüstungen wie Waffen, Brustpanzer, Arm- und Beinschienen oder Eisenhauben.<sup>83</sup> Weitere Vergabungen betrafen das beste Gewand wie einen «rotten mechelschen rok»,<sup>84</sup> den Ehering eines Verstorbenen,<sup>85</sup> ein Gebetsbuch,<sup>86</sup> einen Paternoster aus Korallen<sup>87</sup> oder den Erlös aus dem Verkauf eines «iungen kre hanen», der 20 Pfennige einbrachte.<sup>88</sup>

Grössere Schenkungen konnten sich in der Regel nur Handwerker oder Gesellen leisten, die wie der Metzgermeister Peter Wüst über Besitzanteile an Wohnhäusern verfügten. Bereits 1433 hatte dieser 12 Gulden gestiftet und seine Vergabung durch den Schreiber Heinrich von Dürren beglaubigen lassen.<sup>89</sup> Bei

einem Vermögen von 71,5 Gulden konnte Peter Wüst seine Schuld jedoch nur mittels langjähriger Zinszahlungen auf seinem Wohnhaus an der Rathausgasse begleichen.<sup>90</sup> Noch 17 Jahre später wies ihn der Rat an, den ausstehenden Zins «nach der stat ordnung» zu bezahlen.<sup>91</sup> «Ein erbar sum» von rund 6 Gulden stiftete ausserdem Bertold Glaser. Dieser arbeitete als Knecht bei einem Hufschmied an der Spitalgasse.<sup>92</sup> Bertold Glaser verzinste seine Vergabung auf dem Wohnhaus des Lienhard Vogler. Der an der Matte ansässige Fischer versteuerte 1448 nur gerade 34,3 Gulden.<sup>93</sup> Davon hatte er der Kirchenfabrik jährlich 10 Schillinge zu entrichten. Über einen noch kleineren Besitz von 14,3 Gulden verfügte der Rebknecht Johannes Scherer.<sup>94</sup> Dieser besass Anteile an einem Haus an der Postgasse. Dies ermöglichte es ihm, dieses mit einem jährlichen Geldzins von einem Plapphart (ca. 15 Pfennige) zugunsten des Münsterbaus zu belasten.<sup>95</sup> Erwähnenswert ist schliesslich auch die Schenkung des im fernen Rom gestorbenen «klein rot bruederli».<sup>96</sup> Dessen Beichtvater – ein Mitglied des Hospitalordens des Heiligen Geists – hatte die Kirchenpfleger darüber informiert, dass sich dessen Nachlass in Bern befand und zur Hälfte an den Münsterbau fallen sollte. Offenbar hatte der Geistliche seinen Besitz, bestehend aus Häfen, Kannen und einem Federgewand, vor seiner Reise nach Italien bei Christian Willading, einem an der südlichen Herrengasse ansässigen Zimmermeister, hinterlegt. Nach seinem Tod wies der Rat den Zimmermann an, die Gegenstände herauszugeben, damit diese zugunsten des Münsterbaus verkauft werden konnten.

### **Thüring von Ringoltingen und die Finanzierung des Münsterbaus**

Der weitaus grösste Teil der im St. Vinzenzschuldbuch dokumentierten Geld- und Naturalstiftungen stammte von Angehörigen der in Bern ansässigen Adels- und Notabelngeschlechter. Sie übten wie Thüring von Ringoltingen entweder das Amt eines Kirchenpflegers von St. Vinzenz aus oder pflegten als Mitglieder der vornehmen Herrenzunft zum Narren und Distelzwang beziehungsweise der ökonomisch führenden Handelszünfte zum Mittellöwen und zu Kaufleuten enge soziale Beziehungen zueinander. Ihr umfangreicher Immobilienbesitz inner- und ausserhalb der Stadt ermöglichte es ihnen, dem Baubetrieb am Münster neben Bargeld vor allem Geld- und Naturalzinse auf Wohnhäusern und Landgütern zu schenken. Daneben unterstützten sie die Kirchenpfleger bei der Informationsbeschaffung über Stiftungen und Legate, bürgten in Werkverträgen für die Einhaltung finanzieller Verpflichtungen gegenüber

Münsterwerkmeistern und Handwerkern und halfen beim Einziehen fälliger Zahlungen und Zinse, indem sie säumige Schuldner vor Gericht zitierten, das Bussen aussprach oder deren Güter pfänden liess. Fehlten dem Baubetrieb die Mittel für die Begleichung der Handwerkerlöhne, schossen sie der Kirchenfabrik das notwendige Bargeld vor oder bezahlten aus ihrem Haushalt ganze Baulose wie das Herstellen und Einsetzen der Chorfenster, die Errichtung von Gewölbeabschnitten in den Seitenschiffen oder den Bau von Seitenkapellen. Darüber hinaus übernahmen sie Verpflichtungen, die Löhne auswärtiger Baufachleute und deren Gesellen zu finanzieren, solange sich diese in Bern aufhielten.

Während insgesamt 96 wohlhabende Adlige, Notabeln und Kaufleute ganze 79 Prozent der im Schuldbuch verzeichneten Vergabungen beisteuerten, stiftete die grosse Mehrheit der Stifterinnen und Stifter Beträge unter 10 Gulden. Diese erbrachten die restlichen 21 Prozent der dokumentierten Schenkungen. Die Mehrheit von ihnen waren in Bern ansässige Handwerksmeister und deren Ehefrauen. Sie verfügten über Hausbesitz und versteuerten 1448 ein Vermögen zwischen 100 und 1000 Gulden. Die grosszügigsten Schenkungen stammten von Meistern, die im Namen der Kirchenpfleger Werkaufträge ausführten oder Baumaterialien und Gerätschaften an den Münsterbau lieferten. Sie empfingen wie die städtischen Dienstleute regelmässig Lohn aus der Stadtkasse und standen dadurch in wirtschaftlicher Abhängigkeit zu den regierenden Ratsherren. Offenbar erwartete der Rat gerade von diesen Personen, dass sie sich mit Geld- und Naturalstiftungen am Münsterbau beteiligten oder – bei Zahlungsschwierigkeiten der Kirchenfabrik – zugunsten des Heiligen Vinzenz auf einen Teil ihrer Forderungen verzichteten.

---

### *Anmerkungen*

- <sup>1</sup> Zur prosopografischen Methode in der spätmittelalterlichen Stadtgeschichtsforschung vgl. Gerber, Roland: Bern eine Zunftstadt? Die Ratsentsetzung von 1384 und deren Folgen für die Stadt am Ende des Mittelalters. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 65 (2015), 164–192, hier 169–172; sowie allgemein Csendes, Peter; Seidl, Johannes (Hrsg.): Stadt und Prosopographie. Zur quellenmässigen Erforschung von sozialen Gruppen und Einzelpersönlichkeiten in der Stadt des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit in Österreich. Wien 2003 (Forschungen zur Geschichte der Städte und Märkte Österreichs 6).
- <sup>2</sup> Gerber, Roland: Münzer contra Bubenberg. Verwandtschaften und Faktionen im Berner Rat zu Beginn des 14. Jahrhunderts. In: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 68 (2006), 179–234.
- <sup>3</sup> Damit die im St. Vinzenzschuldbuch genannten Geldbeträge mit jenen in anderen Rech-

nungsbüchern verglichen werden können, wurde das bernische Pfund mit dem einheitlichen Wechselkurs von 35 Schillingen in Gulden umgerechnet; ders.: Gott ist Burger zu Bern. Eine spätmittelalterliche Stadtgesellschaft zwischen Herrschaftsbildung und sozialem Ausgleich. Weimar 2001 (Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte 39), 61.

- 4 Schuldbuch, fol. 10r.
- 5 Schuldbuch, fol. 63v.
- 6 Schuldbuch, fol. 112v.
- 7 Schuldbuch, fol. 104v.
- 8 Welti, Friedrich Emil (Hrsg.): Das Tellbuch der Stadt Bern aus dem Jahre 1448. In: Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern 33 (1936), 353–486.
- 9 Zur Vermögensstruktur der Berner Einwohnerschaft und zum Steuerumgang von 1448 vgl. Gerber (wie Anm. 3), 268–316.
- 10 Schmid, Regula: Wahlen in Bern. Das Regiment und seine Erneuerung im 15. Jahrhundert. In: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde 58 (1996), 233–270.
- 11 Isenmann, Hermann: Die deutsche Stadt im Mittelalter 1150 bis 1550. Stadtgestalt, Recht, Verfassung, Stadtrecht, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft. Wien/Köln/Weimar 2012, 727f.; sowie Gilomen, Hans-Jörg: Frauen als Schuldnerinnen und Gläubigerinnen in der Stadt Basel in den 1420er Jahren. In: Signori, Gabriela (Hrsg.): Prekäre Ökonomien. Schulden in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Konstanz/München 2014 (Spätmittelalterstudien 4), 103–137.
- 12 Ebd., 788–790.
- 13 Das steuerbare Gesamtvermögen der Berner Einwohner betrug 1448 rund 810 000 Gulden. Grundherrliche Einkünfte wie Geld-, Wein- und Kornzinse deklarierte der Rat als Vermögenswerte, die ungefähr zum zwanzigfachen Wert versteuert werden mussten; Gerber (wie Anm. 3), 292.
- 14 Burgerbibliothek Bern, Stubenrodel 1454–1473, Zunftarchiv Distelzwang.
- 15 Schuldbuch, fol. 30v.
- 16 Kurmann-Schwarz, Brigitte: Die Glasmalereien des 15. bis 18. Jahrhunderts im Berner Münster. Bern 1998 (Corpus vitrearum medii aevi, Schweiz IV), 170–197.
- 17 Schuldbuch, fol. 18r.
- 18 Schuldbuch, fol. 52r sowie Udelbuch von 1389, Staatsarchiv Bern, B XIII 28, 389. Zur Glasmalerwerkstatt Niklaus Glasers in Bern vgl. Kurmann-Schwarz (wie Anm. 16), 23–28.
- 19 «Item min her von Bübenberg, der Schulthes und min vatter hand verdinget Nicläwsen, dem Glaser, im sumer anno 47, der 10 tusent ritter glaszfenster im kor sunnenhalb ze machen, und sond wir im geben von ie dem stücken, nammlich 2 ½ rinscher guldin, und sol man die formen denne wêgen, und was sy gebürend nâch swêre der stuken, sol man im bezaln»; Schuldbuch, fol. 51v und 52r.
- 20 Schuldbuch, fol. 11r.
- 21 Schuldbuch, fol. 48r, 48v und 50v.
- 22 Schuldbuch, fol. 51v.
- 23 Schuldbuch, fol. 41v.
- 24 Schuldbuch, fol. 46v.
- 25 Schuldbuch, fol. 100r.
- 26 Schuldbuch, fol. 11r.

- 27 Schuldbuch, fol. 10v.
- 28 Gerber (wie Anm. 3), 295.
- 29 Schuldbuch, fol. 4v und 116v.
- 30 Welti (wie Anm. 8), 361.
- 31 Gerber (wie Anm. 3), 314–316.
- 32 Kurmann-Schwarz (wie Anm. 16), 197–259.
- 33 Ebd., 312–361.
- 34 Ebd., 226–229. Möglicherweise zierte die zweite Scheibe in der untersten Reihe des Wurzel-Jesse-Fensters noch ein weiteres Stifterwappen. Dieses ist jedoch nicht überliefert.
- 35 Zahnd, Urs Martin: Die Bildungsverhältnisse in den bernischen Ratsgeschlechtern im ausgehenden Mittelalter. Verbreitung, Charakter und Funktion der Bildung in der politischen Führungsschicht einer spätmittelalterlichen Stadt. Bern 1979 (Schriften der Berner Burgerbibliothek), 124f. und 154f.
- 36 Schuldbuch, fol. 34v.
- 37 Schuldbuch, fol. 38v.
- 38 Schuldbuch, fol. 58v und 60v.
- 39 Schuldbuch, fol. 39r.
- 40 Schuldbuch, fol. 108v.
- 41 Schuldbuch, fol. 10r.
- 42 Schuldbuch, fol. 53v bis 55r.
- 43 Schuldbuch, fol. 54r.
- 44 Welti (wie Anm. 8), 429.
- 45 Schuldbuch, fol. 81r.
- 46 «Lienhart hett gewert, das im Goettfrid der ersten und der 2 wuchen und der 3 wuchen diss jaeres 1448 abgeschlagen hett, tuot 15 ß. Aber schluog im Goetfrid ab in 2 wuchen vor dem balmtag 10 ß. Aber schluog ich im ab amm oster abend 5 ß.»; Schuldbuch, fol. 36r. Lienhard von Kiessen bewohnte mit seiner Ehefrau Anna ein Haus an der südlichen Münster-gasse und versteuerte 1448 ein Vermögen von 143 Gulden; Welti (wie Anm. 8), 364.
- 47 Stadtarchiv Bern: Bilanzenrechnung A 1394–1418, SAB\_A\_10\_1, 302.
- 48 Schuldbuch, fol. 4v.
- 49 Welti, Friedrich Emil (Hrsg.): Die Stadtrechnungen von Bern aus den Jahren 1430–1452. Bern 1904, hier Stadtrechnung 1436/II, 49.
- 50 Ebd., 49, 87, 107, 141, 159, 180 und 195f.
- 51 «Item fand ich in einem alten Rodel, das Hans von Miltenberg hett den knopff, der uff dem alten kor was, wigt 25 lb»; Schuldbuch, fol. 31v.
- 52 Schuldbuch, fol. 44v.
- 53 Schuldbuch, fol. 82r.
- 54 Schuldbuch, fol. 63v.
- 55 Schuldbuch, fol. 33v, 48r und 48v.
- 56 Welti (wie Anm. 47), Stadtrechnung 1449/II, 266.



- 57 Ebd., 265.
- 58 Schuldbuch, fol. 3v.
- 59 Schuldbuch, fol. 4r.
- 60 Schuldbuch, fol. 11v.
- 61 Zu Organisation und Bedeutung der Nachrichtenübermittlung in spätmittelalterlichen Städten vgl. Hübner, Klara: Im Dienste ihrer Stadt. Boten- und Nachrichtenorganisation in den schweizerisch-oberdeutschen Städten des späten Mittelalters. Ostfildern 2012 (Mittelalter-Forschungen 30).
- 62 Welti (wie Anm. 47), Stadtrechnung 1443/I, 163.
- 63 Welti (wie Anm. 8), 422.
- 64 Welti (wie Anm. 47), Stadtrechnung 1445/II, 199.
- 65 Ebd., Stadtrechnung 1444/I, 183.
- 66 Schuldbuch, fol. 69v.
- 67 Ein Mütt wurde in Bern auf 12 Mäss und 48 Immi gerechnet. Ein Mütt entsprach ungefähr 14 Litern und ein Körst etwa 3 Mäss; Tuor, Robert: Mass und Gewicht im Alten Bern (inkl. Waadt, Aargau und Jura). Bern/Stuttgart 1977, 63–75.
- 68 Schuldbuch, fol. 114v.
- 69 Schuldbuch, fol. 28v.
- 70 Schuldbuch, fol. 68v.
- 71 Schuldbuch, fol. 29r.
- 72 Schuldbuch, fol. 36r. Solch komplexe Abhängigkeiten zwischen mehreren Kreditnehmern waren häufig und werden von der Forschung als «Schuldenketten» bezeichnet; Signori, Gabriela: Schuldenwirtschaft. Konsumenten- und Hypothekarkredite im spätmittelalterlichen Basel. Konstanz/München 2015 (Spätmittelalterstudien 5), 20. In einem Mandat von 1459 kritisierte der Berner Rat den Missstand, dass Schulden an bis sechs Personen übertragen und dadurch immer intransparenter wurden; Teuscher, Simon: Schulden, Abhängigkeiten und politische Kultur. Das Beispiel der Kleinstadt Thun im Spätmittelalter. In: Signori, Gabriela (Hrsg.): Prekäre Ökonomien. Schulden in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Konstanz/München 2014 (Spätmittelalterstudien 4), 252.
- 73 Schuldbuch, fol. 15v.
- 74 Gerber (wie Anm. 3), 299–301.
- 75 Tremp-Utz, Kathrin: Die mittelalterliche Stadt und der Münsterbau. In: Das Jüngste Gericht. Das Berner Münster und sein Hauptportal. Bern 1982, 10–25, hier 19; sowie Kurmann-Schwarz, Brigitte: «... die Fenster in der kilchen allhier, die meine Herren zu machen und in Ehr zu halten schuldig...». Andenken – ewiges Seelenheil – irdische Ziele und Verpflichtungen gezeigt an Beispielen von Glasmalerei-Stiftungen für das Münster. In: Beer, Ellen J., Gramaccini, Norberto u.a. (Hrsg.): Berns grosse Zeit. Das 15. Jahrhundert neu entdeckt. Bern 1999, 457–465.
- 76 Schuldbuch, fol. 35v.
- 77 «Item Bogo, der zimerman, sol dem helgen 1 dagwan [Tagelohn]»; Schuldbuch, fol. 42v.
- 78 Schuldbuch, fol. 91r.
- 79 «Item Viso der iung an der spital gasen sol 1 kanen, ordnet sin wib an bu»; Schuldbuch, fol. 92v.
- 80 «Item Scheidimachers schwyster des webers hat geordnet an bu ein disch, sölen ir erben»;

Schuldbuch, fol. 95v.

- <sup>81</sup> «Item Steffans Baders wib an der spitdalgassen het geordnet an bu irren besten mantdel halber, den andren halben theil Sant Bernhart»; Schuldbuch, fol. 68v.
- <sup>82</sup> «Item Elsi Koler hat geordnet an bu 1 kuisi fon kölsch, dem helgen an bu, sölen ir erben»; Schuldbuch, fol. 106r.
- <sup>83</sup> «Item Erhart Underhofen, der gerwer, sol umb 1 bl<sup>ä</sup>ch und armz<sup>ü</sup>g, das Swendimans was, 6 plaphart»; Schuldbuch, fol. 43v.
- <sup>84</sup> Schuldbuch, fol. 95v.
- <sup>85</sup> Schuldbuch, fol. 99r.
- <sup>86</sup> «Item Glognera in der nuien stat sol 15 ß umb ein büchli, was br<sup>ü</sup>der Hansen»; Schuldbuch, fol. 94r.
- <sup>87</sup> Schuldbuch, fol. 90r.
- <sup>88</sup> Schuldbuch, fol. 105r.
- <sup>89</sup> Schuldbuch, fol. 39v.
- <sup>90</sup> Welti (wie Anm. 8), 389.
- <sup>91</sup> Schuldbuch, fol. 53r.
- <sup>92</sup> Schuldbuch, fol. 101v.
- <sup>93</sup> Welti (wie Anm. 8), 393.
- <sup>94</sup> Ebd., 356.
- <sup>95</sup> Schuldbuch, fol. 6v.
- <sup>96</sup> Schuldbuch, fol. 75r.

# Die Melusine Thüring von Ringoltingens und das Berner Münster

Jan K. Hon

Mit dem Bau des Berner Münsters ist die Entstehung eines wichtigen Werks der spätmittelalterlichen deutschsprachigen Literatur verbunden: Der Kirchenpfleger Thüring von Ringoltingen – das Amt hatte er seit 1447 innegehabt<sup>1</sup> – schloss die Arbeit an seiner deutschen Prosa-Übertragung des französischen Versromans über die Fee Melusine aus der Feder des Dichters Coudrette an einem symbolträchtigen Tag ab, nämlich am «donrstag nächst nach sant vincenzen tag» des Jahres 1456 (175).<sup>2</sup> Der Hinweis auf den Stadt- und Kirchenpatron in Thürings Epilog lässt an der Verknüpfung mit Bern und dem dort gerade entstehenden Münster keinen Zweifel.<sup>3</sup> Im Vergleich zu den älteren französischen Bearbeitungen des Melusinenstoffs war Thürings Anliegen, den Melusinenmythos für politische Zwecke zu instrumentalisieren, jedoch komplexer und in gewisser Hinsicht heikler. Die beiden französischen Fassungen, die Thürings Werk vorausgingen, dienten jeweils eindeutigen Bedürfnissen eines konkreten Adelsgeschlechts: Thürings unmittelbare Vorlage, Coudrettes Melusine-Epos aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, wurde im Auftrag der Herren von Parthenay verfasst. Die nur wenig ältere Prosafassung von Jean d'Arras aus dem späten 14. Jahrhundert richtete sich wiederum an die Herren von Berry.<sup>4</sup> Die beiden französischen Adelsgeschlechter leiteten ihren Ursprung traditionell von der sagenhaften Fee Melusine ab, die zwar nicht wie angestrebt durch ihre Ehe mit einem irdischen Mann dem Fluch ihrer Mutter entkommen konnte, ihr Versuch jedoch immerhin die Gründung einiger mächtiger Herrschergeschlechter zur Folge hatte. Aufgabe von Coudrette wie Jean d'Arras war es also «lediglich», dieses mythologisch-genealogische Wissen literarisch umzusetzen und es dem Verhältnis des jeweiligen Geschlechts zum besagten Mythos anzupassen.<sup>5</sup> Thüring und die Berner Tvingherren, zu denen der Verfasser gehörte, konnten freilich nicht solch ein direktes Verhältnis zum Melusinenmythos für sich behaupten.

Der Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit zeichnete sich durch kulturgeschichtliche Wandlungen aus, die viele ältere Konventionen infrage stellten, und das selbstverständlich auch im Bereich der literarischen Kommunikation. Dieser Wandel betraf auch etwa solche Fragen, was ein historisch wahres Erzählen ausmacht oder wie man als Leser mit Erzählungen umzugehen hat, von denen man weiss, dass sie von fiktiven Ereignissen berichten. Ich möchte im Folgenden zeigen, dass es wohl gerade dieser spätmittelalterlich «verunsicherte» Status literarischen Erzählens war, der es Thüring ermöglichte, den Melusinenstoff für standespolitische Interessen im Bern des 15. Jahrhunderts in Anspruch zu nehmen, und zugleich fragen, inwiefern sich eine ähnliche «Verunsicherung» auch in Bezug auf sakrale Bauten wie das Berner Münster feststellen lässt.

## **Die Bauten der Melusine – die Bauten in der Melusine**

Die folgenden Überlegungen gehen also primär dem Geltungsanspruch von Thürings Roman als Medium ständischer Selbstrepräsentation nach. Für diese Fragestellung ist zunächst nebensächlich, inwiefern man den Text als «Spiegel eigener Lebensformen und Lebenspläne [Thürings] lesen» kann.<sup>6</sup> Freilich finden sich in ihm zahlreiche Stellen, die sich in der einen oder anderen Weise auf den sozialen Status des Verfassers und seiner Familie beziehen lassen. In allererster Linie gehört hierzu der allgegenwärtig thematisierte soziale Aufstieg Reymonds und seiner mit Melusine gezeugten Nachkommen. Im Hinblick auf mögliche Zusammenhänge mit dem Münsterbau sind dann insbesondere die vielen Momente zu beachten, die Genealogie und Machtstiftung mit einem regen Bauprogramm verbinden. Eine zentrale Rolle kommt hier, wie zu erwarten ist, dem Stammschloss Lusignan/Lusiniens zu, dessen Gründung zugleich als Stiftungsmoment des ganzen Geschlechts und Mittelpunkt allen Geschehens inszeniert wird: Mit dem Bau des Schlosses fängt die Herrschaft von Reymond und Melusine erst wirklich an; von hier aus erobern die Söhne die Welt; hier treffen die Nachrichten über die Erfolge der Nachkommen ein; hier erscheint schliesslich die Ahnherrin als Gespenst auch nach ihrem Hinscheiden bis in die historische Vergangenheit «nach der Erzählung». Das Schloss steht somit nicht nur am Anfang der erzählten Genealogie, sondern verkörpert gleichzeitig ihr Fortbestehen. Und auch die Ausbreitung des Geschlechts ist eng mit Bautätigkeit verbunden – insbesondere am Anfang, als die Geburt eines Sohnes nach dem anderen von unzähligen durch Melusine gestifteten Neubauten begleitet wird. Im Kontext von Thürings Tätigkeit als Kirchenpfleger ist auch der Schluss der Erzählung beachtenswert: Als Reymonds und Melusines Sohn Geffroy im Sterben liegt, vergisst der Text nicht, zu betonen, dass dieser «macht vnd ordnet beÿ seinem leben das alle sein schuld bezalt wurden mit parem gelt» (172). Das erinnert direkt an das von Thüring geführte St. Vinzenzschuldbuch. Diese und ähnliche Stellen mögen für Thüring besonders wichtig gewesen sein. Doch das ändert nichts daran, dass kaum etwas davon direkt von Thüring stammt. Er gibt den Inhalt grösstenteils getreu nach Coudrettes Vorlage wieder. Auffällig und für das Anliegen der deutschen Bearbeitung entscheidend sind hingegen einige neue Akzente, die Thüring gegenüber seiner Vorlage setzt und die eine besondere Einstellung zu den geschilderten Ereignissen (und Bauten) erkennen lassen.



Geffroy im Gespräch mit einem Mönch vor einer Baustelle. Illustration aus  
Thüring von Ringoltingens *Melusine* (1473/74). – ULB Darmstadt, Inc IV 94, 80r.

Zwei Beispiele sollen dies illustrieren: Als am Anfang der Erzählung Melusine Reymond rät, sich das ihm zustehende Lehen schriftlich bestätigen zu lassen, erteilt sie ihm einige Ratschläge bezüglich der Form der Urkunde. Diese unterscheiden sich in den beiden Fassungen in manchen Details. Coudrettes Melusine sagt Reymond, er solle sich in dem Schreiben (*lettre*) die Ursache (*cause*), die Gelegenheit (*achoyson*) sowie den Grund der Gabe bestätigen lassen und der Brief solle den Tag der Übergabe des Lehens angeben.<sup>7</sup> Im deutschen Text ist hingegen nicht vom Datum der Gabe die Rede, sondern einfach von «tag» und «iar mit rechtem datum» (27), was sich offenbar nicht auf den Akt der Übergabe, sondern auf das Dokument selbst bezieht. Dies bestätigt kurz darauf die Darstellung der Übergabe: Dort heisst es im französischen Text, dass im Brief «der Tag» angegeben worden sei, an dem Reymond «die Gabe erhielt und sie ihm überreicht wurde»,<sup>8</sup> während im deutschen Text «das datum des iares vnd tags schon ward auch darinn gesezt», und das unter Anwesenheit von «gezeügen» (31). Der deutsche Text thematisiert also nicht primär die Beglaubigung des Aktes selbst, sondern die des Dokuments, das jenen Akt bezeugt.

Das zweite Beispiel bietet ein eigenständiger Zusatz Thürings, jenes Exempel, das den Glückswechsel in der Erzählung markiert und in einigen Textzeugen dem Heiligen Augustinus, in einigen (korrekt) dem Heiligen Ambrosius zugeschrieben ist. In diesem Exempel wird erzählt, wie der Heilige und seine Jünger Herberge bei einem Wirt ablehnen, nachdem sich gezeigt hat, dass dieser mit seinem materiellen Glück prahlt und jegliche Demut vor Gott verweigert. In derselben Nacht wird sein Haus von der Erde verschlungen. Denselben Ort könne man angeblich noch Jahrhunderte später an einer grossen Grube in der Erde erkennen. Der Text der *Legenda aurea*, den Thüring paraphrasiert, erklärt diesen Umstand dadurch, dass die Grube eine Erinnerung daran sei, wie sich die Erde öffnete, die den demutslosen Wirt verschlang.<sup>9</sup> Nach Thüring handele es sich bei der Grube hingegen um Fundamente des Wirtshauses, das an dem Ort gestanden haben soll.<sup>10</sup>

Die beiden Veränderungen Thürings mögen zunächst etwas kleinteilig erscheinen. Gemeinsam ist ihnen jedoch, dass jeweils die Aufmerksamkeit auf den Status der Objekte gelenkt wird, die das geschilderte Geschehen bezeugen sollen. Thüring konzentriert sich dabei insbesondere darauf, wie die Geltung dieser Objekte als Evidenz des Geschehens gestiftet wird. Im Fall der Lehensurkunde stehen die Datierung und die Zeugen im Vordergrund, im Fall des Augustinus- beziehungsweise Ambrosiusexempels die Plausibilität sowie die Materialität des Zeugnisses – sind doch die Fundamente ein direkter Bestandteil

jenes Baus, über den die Geschichte erzählt. Es lässt sich also im Allgemeinen sagen, dass bei Thüring mehr als bei Coudrette die Produktion von Evidenz im Mittelpunkt steht. Und es ist gerade dieser Fokus, der auch für den Geltungsstatus von Thürings eigenem Werk eine zentrale Rolle spielt.

### **Melusine als historische Evidenz**

Viele Stellen, insbesondere in den Paratexten, zeigen, dass Thüring seine ganze Bearbeitung des Melusine-Romans als Evidenz für die historische Wahrhaftigkeit des Erzählten geltend macht.<sup>11</sup> Wie gleich das Incipit betont, «seind auch von ir (d. h. Melusine, JKH) komen gar grosse mächtige geschlêcht», was beweise, «das dise hÿstory war vnd gerecht an ir selbs also ist» (11). Am Schluss nennt Thüring sogar einen eigenen Gewährsmann aus dem Haus Erlach, der viele der Bauten, die Melusine gebaut haben soll, gesehen habe (175). Es sind also auch hier Bauten, die als historische Evidenz instrumentalisiert werden – diesmal im Hinblick auf den historischen Wahrheitsanspruch der ganzen Erzählung. Nun stellt sich jedoch die Frage, welchem Zweck diese Evidenz eigentlich dienen sollte – wurde doch gesagt, dass weder Thürings Familie noch die Berner Twingherren direkte verwandtschaftliche Verbindungen zu jenen französischen Adelsgeschlechtern vorweisen konnten, die ihren Ursprung von der mythischen Fee ableiteten. Wie also stellt Thüring eine Verbindung zwischen dem, was er erzählt, und seinem Berner Publikum her?<sup>12</sup>

Eine Antwort auf diese Frage bieten ebenfalls die Paratexte, doch nicht primär dadurch, was sie sagen, sondern vielmehr dadurch, *wie* sie es tun. Bei ihrer Betrachtung fällt ein scheinbar nebensächliches Detail auf: Obwohl der deutsche Text durchgehend mithilfe von Überschriften gegliedert ist, stehen diese nur selten dort, wo man dem Wortlaut nach eine Grenze zwischen einzelnen geschlossenen Texteinheiten setzen würde. So macht gleich die erste Überschrift zwar den Eindruck, als trenne sie den Prolog vom ersten Kapitel, am Anfang dieses mutmasslichen ersten Kapitels wird jedoch weiterhin ein Thema verhandelt, das man eigentlich im Prolog erwarten würde, nämlich die Entstehungsgeschichte des vorliegenden Romans bis zu Thürings eigener Übertragung ins Deutsche. Erst nach dieser Darstellung geht Thüring ohne jegliche grafische Markierung (also aus der Sicht des Layouts mitten im ersten «Kapitel») zum eigentlichen Erzählen über. Der Übergang von Aussagen *über* das Erzählen zum Erzählen selbst ist also fließend. Am Schluss der deutschen *Melusine* ist dieser Übergang sogar noch undurchsichtiger: Das Erzählen über Geffroys Tod ver-

mischt sich scheinbar ungeordnet mit Aussagen über seine angebliche Nachkommenschaft in der ausserliterarischen, «realen» Geschichte und mit Hinweisen auf die Entstehung des Romans, sodass man keinen einzelnen Punkt identifizieren kann, an dem Thüning das Erzählen verlässt und zum Epilog übergeht. Die beiden Textschichten – die Erzählung und die Aussagen *über* die Erzählung – sind hier de facto untrennbar.

Dies lässt sich zum Teil medial-historisch erklären. Das Layout der frühen Textzeugen – sowohl der überlieferten Handschriften als auch der ersten Drucke – orientiert sich noch sehr stark an den für Manuskripte typischen Konventionen. Zur Zeit der Textentstehung hatten sich noch nicht die später gängigen Gewohnheiten etabliert, nach denen etwa Paratexte vom Kerntext oder einzelne Paratexttypen untereinander unterschieden werden konnten. Vor der Etablierung des Buchdrucks war nicht immer klar – oder zumindest nicht eindeutig grafisch markiert –, wo etwa Epiloge anfangen oder wann es sich um eine Bildbeischrift und wann um eine Kapitelüberschrift handelte. Thüning scheint diese Ununterscheidbarkeit jedoch programmatisch auszuloten, als sei es geradezu sein Ziel, zwischen der erzählten Welt und seiner eigenen, empirischen Welt, in der er seinen Roman schreibt, jegliche Grenzen zu verwischen. Wie Jan-Dirk Müller pointiert: «Teil des Romans ist also auch die Geschichte seiner Aufzeichnung.»<sup>13</sup> Doch Teil dieser Aufzeichnungsgeschichte, und somit Teil der Erzählung, ist ja auch Thüning selbst. Auf diese Weise schreibt sich also der Verfasser – in seiner Auffassung wohl stellvertretend für die Berner Bürger – in die erzählte Geschichte ein.<sup>14</sup> Aus moderner Sicht ist es freilich eine sonderbare Konstellation: Denn hier wird historische Evidenz gleichzeitig produziert, verifiziert und für sich in Anspruch genommen.

### **Alternative Lesarten**

Die *Melusine* war ein echter literarischer Erfolg. Schon bald nach seiner Entstehung wurde der Text in zahlreichen Auflagen an mehreren Orten Südwestdeutschlands gedruckt.<sup>15</sup> Das spricht eindeutig dafür, dass er unmittelbar nach seiner Entstehung nicht ausschliesslich im Kontext der Berner Gesellschaft und im Zusammenhang mit konkreten standespolitischen Fragen rezipiert wurde. Offenbar gelang es Thüning, eine Erzählung herauszubringen, die das Potenzial besass, ein viel breiteres Publikum anzusprechen, und das nicht als ein historisches Zeugnis, sondern als fiktionaler Roman. Für diesen Rezeptionswandel gibt es mindestens zwei frühe deutliche Hinweise: Zum einen eine weitere Ber-



ner Übertragung aus dem Französischen, nämlich Wilhelm Zielys Bearbeitung der Romane *Olwier und Artus* und *Valentin und Orsus* aus dem Jahr 1521, zum anderen die spätestens 1547 entstandene tschechische Übersetzung der deutschen *Melusine*. Wilhelm Zielys Vorrede und Nachwort zu seiner Doppelübersetzung lassen sich als indirekte, aber sehr deutliche Kritik an Thürings *Melusine* lesen. In seinen Ausführungen verfolgt er das genaue Gegenteil von Thürings Anliegen: Statt die historische Wahrhaftigkeit seiner Erzählungen zu betonen, verteidigt er den potenziellen ästhetischen und moralischen Nutzen von fiktiven Geschichten, tadelt jene Erzähler, die solche Geschichten nicht glaubhaft darzustellen vermögen, und bietet eine Reihe von Kriterien dafür, was ein glaubhaftes Erzählen ausmacht, an allererster Stelle der logische Aufbau.<sup>16</sup> Die unübersehbare Anspielung auf Thürings Text gleich im ersten Satz von Zielys Vorrede macht es unwahrscheinlich, dass mit den unglaublichen Erzählungen nicht in erster Linie auch Thürings *Melusine* gemeint war.

Die tschechische *Melusine*-Übersetzung greift wiederum in einer Weise in den Text ein, die sich zugleich als Umsetzung von Zielys Kriterien und Anpassung an moderne Erzähltheorien verstehen liesse:<sup>17</sup> Das Incipit, das die historische Wahrhaftigkeit betont, fällt weg, die Bezüge zu historischen Figuren und Objekten in Prolog und Epilog werden durch Tilgungen oder Verstümmelungen geschwächt, die Reihenfolge einzelner Passagen wird nach chronologischen bzw. kausallogischen Kriterien dort verändert, wo sie im Original konfus war, die Kapitelüberschriften werden neu gesetzt, sodass sie geschlossene Erzähleinheiten einleiten. Und gerade diese letzte Art der Eingriffe geht auch Hand in Hand damit, dass der Prolog und teilweise auch der Epilog neu organisiert sind, sodass alle Aussagen *über* die Erzählung aus der eigentlichen Erzählung heraus verbannt wurden. Das hat unter anderem zur Folge, dass die erzählte fiktionale Welt eindeutig von der empirischen Welt und damit auch die Stimme des Erzählers von der des realen Autors bzw. Übersetzers abgetrennt wurden. Mit anderen Worten: der tschechische Übersetzer verstand seine Vorlage als einen fiktionalen Text und passte sie diesem Verständnis auch formal an. Es ist dabei kaum vorstellbar, dass erst der tschechische Übersetzer aus der *Melusine* einen fiktionalen Text machte. Vielmehr ermöglichte es ihm der Akt des Übersetzens, den Text der dominanten allgemeinen Rezeptionsweise formal anzupassen.

Das aber bedeutet auch, dass Thürings Versuch, den Melusinestoff zu «historisieren», nur *eine* von mehreren Rezeptionsmöglichkeiten darstellte, die offensichtlich ausserhalb von Bern kaum an Relevanz besass. So nahm Thüring die gerade erst entstehende Gattung des Prosaromans für Zwecke in Anspruch, die ihr – wie die anderweitige Rezeption zeigt – eigentlich nicht eigneten. Und

dennoch dürfte solch eine scheinbar willkürliche Inanspruchnahme eines Erzählstoffs charakteristisch sein für die allmähliche Etablierung der Gattung an der Schwelle zur Frühen Neuzeit. Den Vorreden mancher späterer deutscher Prosaromane lässt sich entnehmen, dass sich das erst langsam wachsende Bewusstsein einer Romanpoetik an der autonomen Urteilskraft individueller Leser orientierte, an deren konkrete Bedürfnisse und Identifikationsphantasien man schliesslich nie feste Grenzen setzen kann.<sup>18</sup>

### **Ausblick mit Fragezeichen: Melusine und St. Vinzenz**

Lassen sich diese Überlegungen zu Thürings literarischem Werk auf das Bauwerk beziehen, das er zur Zeit der Arbeit an seiner *Melusine*-Bearbeitung als Kirchenpfleger der St. Vinzenzenkirche betreute? Ich vermag die Antwort an dieser Stelle nicht anders als in Form von weiteren Fragen an die Kunsthistoriker zu formulieren. Die Forschung zur gotischen Architektur hat gezeigt, dass etliche deutsche Städte ihre Pfarrkirchen im Spätmittelalter nach dem Vorbild monumentaler Kathedralen konzipierten und somit eine architektonische Form für sich in Anspruch nahmen, die ursprünglich der höheren kirchlichen Autorität vorbehalten war. Ein entscheidendes Vorbild war das Strassburger Münster, an dessen Bau sich die Stadtgemeinde massgeblich beteiligte.<sup>19</sup> Solch eine Nachahmung einer Pfarrkirche, die zugleich als Bischofssitz diente, hat jedoch freilich mehr als nur einen symbolischen oder repräsentativen Charakter. Sie schafft einen sakralen Raum, in dem der Bürgerschaft eine Form der Teilhabe an göttlicher Präsenz eröffnet wird, die sonst nur über die Vermittlung der kirchlichen Gewalt möglich sein dürfte.

Lässt sich in dieser medialen Strategie der Selbstrepräsentation nicht eine Parallele zu Thürings Versuch sehen, die Stadtgemeinde in die Genealogie eines fremden Adelsgeschlechts einzuschreiben? Und ähnelt eine derartige Inanspruchnahme eines sakralen Raums für partikulare lokale Interessen nicht jener Individualisierung der literarischen Rezeption, die für die Entstehung des Prosaromans prägend war? Beiden Nachahmungsgesten wäre gemeinsam, dass sie (unwillkürlich?) neue Kunstformen hervorbrachten, die sich in einer neuen Funktion an ein neues – oder zumindest verändertes – Publikum wandten.

---

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Zu Thürings Biografie vgl. Bartlome, Vinzenz: Thüring von Ringoltingen – ein Lebensbild. In: Schnyder, André (Hrsg.): *Melusine* (1456). Band II. Kommentar und Aufsätze. Wiesbaden 2006, 49–60.
- <sup>2</sup> *Die Melusine* wird zitiert mit einfacher Seitenangabe nach Müller, Jan-Dirk (Hrsg.): *Romane des 15. und 16. Jahrhunderts*. Nach den Erstdrucken mit sämtlichen Holzschnitten. Frankfurt am Main 1990 (Bibliothek deutscher Klassiker, 54), 9–176.
- <sup>3</sup> Vgl. zum historischen Kontext der Entstehung von Thürings *Melusine*: Müller, Jan-Dirk: *Melusine in Bern*. Zum Problem der «Verbürgerlichung» höfischer Epik im 15. Jahrhundert. In: Bumke, Joachim et al. (Hrsg.): *Literatur, Publikum, historischer Kontext*. Bern 1977 (Beiträge zur älteren deutschen Literaturgeschichte, 1), 29–77.
- <sup>4</sup> Vincensini, Jean-Jacques (Hrsg.): *Jean d'Arras, Mélusine ou La Noble Historie de Lusignan*. Roman du XIV<sup>e</sup> siècle. Nouvelle édition critique. Paris 2003, Einleitung.
- <sup>5</sup> Eingehend Nejedlý, Martin: *Středověký mýtus o Meluzině a rodová pověst Lucemburků*. 2. Aufl. Praha 2014; zu den genealogischen Strukturen in *Melusine*-Erzählungen Kellner, Beate: *Ursprung und Kontinuität*. Studien zum genealogischen Wissen im Mittelalter. München 2004, 414–471.
- <sup>6</sup> Vgl. Schnyder, André: *Literarische Aspekte des Werks*. In: Thüring von Ringoltingen: *Melusine* (1456). Nach dem Erstdruck Basel: Richel um 1473/74. Hrsg. v. André Schnyder in Verbindung mit Ursula Rautenberg. Bd. II. Kommentar und Aufsätze. Wiesbaden 2006, 115–137, hier 120.
- <sup>7</sup> Roach, Eleanor (Hrsg.): *Coudrette. Le Roman de Mélusine ou Histoire de Lusignan*. Paris 1982, hier V./727–734.
- <sup>8</sup> Ebd., 878–881.
- <sup>9</sup> In eodem autem loco fovea quaedam profundissima remansisse dicitur, quae usque hodie in huius facti testimonium perseverat. Hauptfl, Bruno W. (Hrsg.): *Jacobus de Voragine, Legenda aurea*. Goldene Legende. Freiburg im Breisgau 2014, 792.
- <sup>10</sup> Vnd man sicht noch hewt zú tagen die grüben desselbigen hawß» (95).
- <sup>11</sup> Zum «historia»- und Fiktionsbegriff im Prosaroman vgl. Müller, Jan-Dirk: *Volksbuch/Prosaroman im 15./16. Jahrhundert – Perspektiven der Forschung*. In: *IASL 1. Sonderheft* (1985), 1–128, hier 61–75.
- <sup>12</sup> Mit den folgenden Fragen habe ich mich ausführlicher in meiner Dissertation auseinandergesetzt; Hon, Jan K.: *Übersetzung und Poetik. Der deutsche Prosaroman im Spiegel tschechischer Übersetzungen der Frühen Neuzeit*. Heidelberg 2016 (Studien zur historischen Poetik, 21), 23–83.
- <sup>13</sup> Müller, Jan-Dirk: *Text und Paratexte. «Melusine»-Drucke des 16. Jahrhunderts*. In: Rautenberg, Ursula et al. (Hrsg.): *Zeichensprachen des literarischen Buchs in der Frühen Neuzeit*. Berlin/Boston 2013, 17–31, hier 19.
- <sup>14</sup> Dass in die Entstehung eines Werks wie der deutschen *Melusine* die breitere Berner Bürgerschaft eingeweiht war, lässt sich angesichts der sozialen Rolle der Herrenstube «zum Narren und Distelzwang» vermuten, zu der Ratsherren, Junker und auch Schreiber gehörten. Ich danke Vinzenz Bartlome für den Hinweis. Vgl. auch Müller (wie Anm. 3), 38, und Bartlome (wie Anm. 1), 55.
- <sup>15</sup> Detailliert zur *Melusine*-Überlieferung zuletzt Behr, Martin: *Buchdruck und Sprachwandel. Schreibsprachliche und textstrukturelle Varianz in der «Melusine» des Thüring von Ringoltingen (1473/74–1692/93)*. Berlin/Boston 2014 (Lingua Historica Germanica, 6).

- <sup>16</sup> Ziely, Wilhelm: «In disem bûch werden begriffen vnd gefunden zwo wunderbarlicher hystorien [...] Die erst hystori von zweyen trûwen gesellen / mit namen Olwier [...] vnd Arto [...] Die ander hystori sagt von zweyen brüderen Valentino vnd Orso [...]», Basel 1521. Vgl. hierzu mit Hinweisen auf weitere Forschungsliteratur die alternative Interpretation bei Putzo, Christine: Wilhelm Ziely (Olwier und Artus, Valentin und Orsus, 1521) und das Fiktionsproblem des frühneuhochdeutschen Prozaromans. In: *Oxford German Studies* 40,2 (2011), 125–152; Hon (wie Anm. 12), 183–187.
- <sup>17</sup> Zum folgenden detailliert ebd. 23–83.
- <sup>18</sup> Vgl. mehr dazu ebd. 175–213.
- <sup>19</sup> Vgl. dazu etwa Schurr, Marc Carel: *Gotische Architektur im mittleren Europa 1220–1340. Von Metz bis Wien*. München/Berlin 2007, 209–246. Zum Berner Kontext vgl. Némec, Richard: Workshop zum Berner Riss, Historisches Museum Bern, 17. und 18.2.2012. Ein Tagungsbericht. In: *architectura* 42/2012, 31–50; ders.: Tradition, Innovationen oder Rückständigkeit? Medialitätsstrategien der reichsstädtischen und eidgenössischen Eliten an der Schwelle zur Frühen Neuzeit. In: Oberste, Jörg; Ehrich, Susanne (Hrsg.): *Die bewegte Stadt. Migration, soziale Mobilität und Innovation in vormodernen Großstädten*. Regensburg 2015, 165–187.



# Fundstück



## «Quelle belle pipe» – eine Meerschaumpfeife mit Geschichte

*Murielle Schlup*

Er war Raucher und schrieb Tagebuch. Johann Rudolf von Stürler (1771–1861), Besitzer von Schloss Jegenstorf zwischen 1789 und 1812. Dank diesen beiden Leidenschaften blieb uns eine lebendige Anekdote erhalten, die uns in die Ära des Franzoseneinfalls im Jahr 1798 zurückversetzt. Eine Zeit, die als eine der turbulentesten in der Schweizer Geschichte gilt und in der Jegenstorf mit der europäischen Geschichte unfreiwillig auf Tuchfühlung ging. Die damaligen Geschehnisse haben ihre Spuren hinterlassen – im Dorf ebenso wie im Schloss.

Stürler kämpfte im März 1798 als Oberleutnant der Artillerie gegen die Franzosen. Mit Tinte und Feder schilderte er seine Eindrücke über die Schlacht von Fraubrunnen, die Niederlage der Berner Truppen und die unruhige Folgezeit. In den Ausführungen zu Letzterem konzentrierte er sich vor allem auf sein Schloss, das er notgedrungen verlassen musste. Denn die Franzosen hatten es auf ihrem Weg nach Bern überfallen.

Wie andernorts an der Tagesordnung, kam es auf seinem Landsitz jedoch kaum zu Plünderungen und Verwüstungen. Dies, so glaubte er zu wissen, verdanke er in erster Linie seinem reich gefüllten Weinkeller: «In Letzterem befanden sich nämlich am 5. März nicht weniger als zwei ganze Weinerndten meines Rebgrundes. Dahin wendete sich die erste Gier der mit Gewalt eingedrungenen Soldaten. Sie schossen in die Fässer und setzten dann kehrum den Mund an diese neumodigen Spundlöcher. Ganze Haufen konnten also getränkt werden.»

Dass ihm «verhältnismässig wenig geraubt worden» sei, wie er positiv überrascht feststellte, sei auch dem französischen Kommandanten des 7. Husarenregiments, einem «Ehrenmanne», zu verdanken. Der habe sich während des Saufgelages, als die Soldaten «eben erst zu erbrechen und zu plündern begonnen», im Schloss umgesehen und dieses als sein Quartier auserkoren. Der Franzose verhielt sich offenbar dem Schlossherrn und dessen Anwesen gegenüber sehr respektvoll. So kümmerte er sich um Stürlers Hund und liess den Schlossherrn sein Silbergeschirr und weitere Kostbarkeiten aus seinem Landsitz entfernen und nach Bern bringen.

Ganz ohne Verluste kam Stürler jedoch nicht davon. Eine Tabakdose mit der Miniatur seiner Frau als Braut konnte er drei Monate später in Bern bei einem verwundeten französischen Offizier – der spätere Divisionsgeneral Auguste-Julien Bigarré – zwar wieder in Empfang nehmen. Weniger Glück hatte er jedoch mit seiner «geliebten» Meerschaumpfeife. Diese wurde ihm von einem Husaren mit den Worten abgenommen: «Ha, quelle belle pipe, c'est bon pour moi.»

Die Pfeife ist montiert circa 40 cm lang und besteht aus einem Kopf in Knieform aus bräunlich verfärbtem Meerschaum, einem Weichselholzrohr, einem Mundstück aus Horn und einer Montierung in Silber, wobei der Pfeifendeckel leider fehlt. Die einfache Fangschnur ist wohl immer noch die originale. Sie diente dazu, den leicht zerbrechlichen Kopf vor dem allfälligen Herunterfallen zu sichern. Bei Nichtgebrauch der Pfeife konnte der Kopf demontiert und in das zugehörige schwarze, mit blauem Samt und Satin ausgekleidete Etui versorgt werden.

Meerschaumpfeifen werden aus dem leicht zu bearbeitenden Meerschaum, auch Sepiolith genannt, geschnitzt. Dabei handelt es sich um ein seltenes Tonmineral aus der Gruppe der Silikate, chemisch gesehen um ein hydratisiertes Magnesiumsilikat. Es ist von Natur aus weiss, gelblich oder grau gefärbt und besitzt einen matten Glanz. Durch das Rauchen verfärbt es sich mit der Zeit bräunlich. Meerschaum ist einer der bekanntesten und beliebtesten Rohstoffe für Pfeifen neben dem Bruyère, jedoch leichter und feuerbeständig. Durch die offenporige, saugfähige Mikrostruktur des Materials wird die beim Rauchen entstehende Feuchtigkeit nach aussen geleitet. Zudem absorbiert es unerwünschte Stoffe wie Teer und wirkt als natürlicher Filter. Der Geschmack des Tabaks kommt durch den trockenen, kühlen Rauch rein zur Geltung und schmeckt daher besonders aromatisch. Da es sich um ein geschmacksneutrales Material handelt, fällt das Einrauchen weg und die Pfeife kann schon beim ersten Gebrauch randvoll gefüllt werden.

Ihren Ursprung haben die «Weissen Göttinnen», wie die Meerschaumpfeifen auch genannt wurden, in der Türkei, wo sie seit dem 17. Jahrhundert hergestellt wurden. Sie waren in Europa seit dem 18. Jahrhundert bekannt. Über Ungarn und Österreich kamen sie nach Deutschland. Mit der Zeit entwickelte sich in Ruhla und Lemgo eine entsprechende Industrie. Das Rohmaterial in Knollenform wurde in Anatolien nahe der Stadt Eskişehir bergmännisch abgebaut und dann in Europa zu hohen Preisen verkauft und weiterverarbeitet. Die beste Qualität wurde aufgrund seiner schneeweissen Farbe und Leichtigkeit als «Baumwolle» gehandelt. Der Name des Minerals leitet sich aus der levantinischen Handelsbezeichnung «Mertscavon» ab. Die österreichischen Händler verdeutschten das Wort und die Bezeichnung «Meerschaum» wurde unverändert in alle europäischen Sprachen aufgenommen.

Der leidenschaftliche Raucher von Stürler konnte den Diebstahl seiner Pfeife offenbar nie verdauen. Jedenfalls beauftragte er 16 Jahre später seinen ältesten Sohn Johann Rudolf (1796–1834), die vermisste Meerschaumpfeife in Frankreich zu «requirieren». Dieser war Leutnant der preussischen Garde im Heer der Alliierten, das 1814 in Paris einmarschierte. Der damals erst 17-Jährige tat, wie ihm gesagt, und schnappte sich gemäss Stürlers Aufzeichnungen die erste Meerschaumpfeife, der er begegnete, mit den



triumphierenden Worten: «Citoyen, quelle belle pipe, c'est bon pour moi.» Vater Stürler liess, wohl mit grösster Freude und Genugtuung über das Mitbringsel aus Frankreich, folgende Inschrift in den Pfeifenkopf gravieren: «Vergeltung. Fraubrunnen, 5. Merz 1798. Paris, 30. Merz 1814.»

---

### *Bildnachweis*

Meerschampfeife des Johann Rudolf von Stürler (1771–1861), Stiftung Schloss Jegenstorf, SSJ Inv.-Nr. 630, Foto: Murielle Schlup.

---

### *Literatur*

Stürler, Johann Rudolf von: Auch eine Erinnerung an 1798. In: Berner Taschenbuch, Bd. 10, 1861, 348–366.

Häberli, Hans: Aus der Besitzergeschichte des Schlosses Jegenstorf. Jegenstorf 1987.

Pfister, Christian: Jegenstorf. Eine Ortsgeschichte. Jegenstorf 1989.

---

### *Info*

Im Schloss Jegenstorf, [www.schloss-jegenstorf.ch](http://www.schloss-jegenstorf.ch):

2. Juli und 8. Oktober 2017, 14 Uhr  
Erlebnisrundgang «*Dr Franzos*» – *Zeitreise ins Jahr 1798*.

10. September 2017, 14 und 15.30 Uhr  
*Macht und Ohnmacht – der Franzoseneinfall 1798 und die Folgezeit*. Führung und Vortrag mit Dr. Jürg Stüssli-Lauterburg, Historiker.

# Mohr und Mohrin in Bern – ein Rundgang

*Daniel V. Moser-Léchet*

In der Presse wurde in den letzten Jahren wiederholt über die historischen Darstellungen von Afrikanern im öffentlichen Raum diskutiert, insbesondere über das Wappen der Zunft zum Mohren an der Rathausgasse und das Hauszeichen der Zunft an der Kramgasse. Bernhard C. Schaer bezeichnete das um 1900 entstandene Wappen als «rassistisch» und setzte das Hauszeichen von 1700 in Verbindung mit dem transatlantischen Sklavenhandel, an dem auch Bern finanziell beteiligt war.<sup>1</sup> Christophe von Werdt antwortete mit dem Verweis auf den heiligen Mauritius als möglichen Namensgeber der Zunft und verwies auf das Wappen von Papst Benedikt XVI., der den Mohren aus dem Wappen der Bischöfe von Freising in sein Papstwappen übernommen hatte.<sup>2</sup> Die neue Tafel am Zunfthaus erwähnt auch die Möglichkeit, dass der Afrikaner unter den Heiligen Drei Königen eine Rolle gespielt haben könnte.<sup>3</sup> In der Stadt Bern finden wir jedoch weitere Darstellungen von Afrikanerinnen und Afrikanern.

Im Sinne eines Rundganges durch die Jahrhunderte möchte ich hier kurz auf einige Repräsentationen eingehen und versuchen, sie in die historischen Zusammenhänge zu stellen.

## Die spätmittelalterlichen Darstellungen

### *Die Helmzier des Walther Senn von Münsingen 1323*

Die älteste Darstellung einer Afrikanerin in Bern ist in der Französischen Kirche zu entdecken. Auf der Grabtafel des Walther Senn von Münsingen aus dem Jahre 1323 befindet sich das Wappen seiner Familie, ein weisser T-Balken auf rotem Grund. Als Helmzier dient der Kopf einer schwarzen Frau mit goldenen Haaren, wobei Gold als Symbol für die Ewigkeit gilt. Das Familienwappen der Senn von Münsingen mit dieser Helmzier taucht auch auf der Zürcher Wappenrolle von 1335/1345 auf; das ist kein Einzelfall, finden wir doch ähnliche Helmzierden auf der Zürcher Wappenrolle noch weitere acht Mal. Der Mohr oder die Mohrin im Wappen Adelliger ist als «Parteiabzeichen» der Anhänger der Staufer interpretiert worden. Im burgerlichen Wappenbuch von 1932 ist bei den Senn von Münsingen aus der schwarzen eine weisse Frau geworden.<sup>4</sup>

### *Die «Dreikönigsfenster» im Chor des Berner Münsters*

Die Geschichte der Heiligen Drei Könige wird im Berner Münster ausführlich im Dreikönigsfenster und im Wurzel-Jesse-Fenster erzählt. Die Glasfenster entstanden um 1450; erst zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Darstellung des dritten und jüngsten Königs als Afrikaner nördlich der Alpen durchgesetzt.



Ausschnitt aus der Grabtafel des Walther Senn von Münsingen in der Französischen Kirche: Kopf einer schwarzen Frau mit goldenen Haaren, Familienwappen mit weissem T-Balken auf rotem Grund (1323). – *Foto des Verfassers.*

Der schwarze König in Bern erscheint ebenfalls mit goldenen Haaren und trägt goldene Ohringe, ein Zeichen für den «Mohren». Die Glasfenster zeigen vorerst die Wunder, welche die Drei Könige erleben: Vor dem schwarzen König legt ein Strauss ein Ei. Er bringt das in Gold gefasste Straussenei als Geschenk nach Bethlehem. Der Legende nach springen bei der Erscheinung Christi ein Löwe und ein Lamm aus diesem Ei, Symbole für den König und das Lamm Gottes. Beim Zusammentreffen der Drei Könige trägt der hier weisse und jüngste König eine Fahne mit einem schwarzen Krieger. Solche Andeutungen des Mohrenkönigs finden wir im ausgehenden Mittelalter häufig.<sup>5</sup>

#### *Wie kommt der Mohrenkönig nach Bern?*

Nach Matthäus 2, 1–12 gelangen drei Sterndeuter nach Bethlehem und beten das neugeborene Kind an. Keine Bibelübersetzung spricht von Königen; Erzbischof Cesarius von Arles (470–542) war der erste hohe kirchliche Würdenträger, der ausdrücklich von Königen und nicht von Boten sprach. Päpste und andere Kirchenfürsten wehrten sich gegen den Kult der Drei Könige. In der Westkirche spielte er vorerst keine besonders wichtige Rolle, in der Ostkirche blieb es bei den «Magiern».

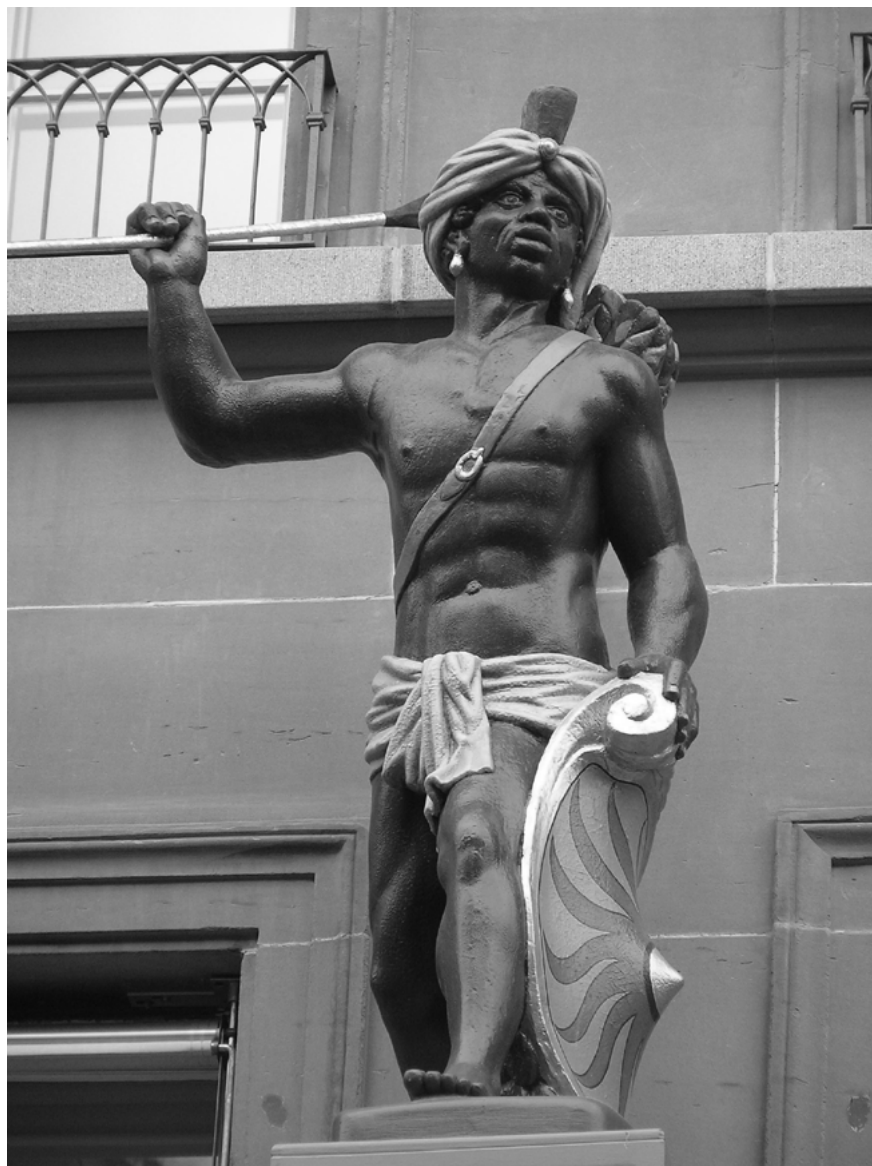
Die stärkere Verbreitung des Kultes der Drei Könige geht auf die Initiative von Kaiser Friedrich I. Barbarossa zurück: Nach der Eroberung Mailands 1162 übergibt er die Gebeine der Heiligen Drei Könige seinem treuen Parteigänger Rainald von Dassel, Erzbischof von Köln und Kurfürst, der sie 1164 in Köln installiert. Nur ein Jahr später wurde auch Kaiser Karl der Grosse durch einen Gegenpapst kanonisiert. Beide Aktionen können als Reaktionen Friedrichs I. auf den Investiturstreit gedeutet werden. Es geht um die *Renovatio Imperii*.<sup>6</sup>

Wichtig für die Verbreitung des Kultes der Drei Könige war Johannes von Hildesheim mit seiner Schrift *historia trium regum* von 1364. Johannes stand in engem Kontakt mit Köln, sein Werk soll zum 200-jährigen Jubiläum der Transferierung der Reliquien der Heiligen Drei Könige nach Köln verfasst worden sein. Die Schrift von Johannes von Hildesheim hat wesentlich dazu beigetragen, dass nun einer der Könige schwarze Hautfarbe trägt. Die Drei Könige stellten sowohl die drei Lebensalter wie auch die drei damals bekannten Kontinente Europa, Asien und Afrika dar.<sup>7</sup>

Im Verlaufe des 15. Jahrhunderts nehmen die bildlichen Darstellungen der Drei Könige nördlich der Alpen unter anderem dank des Holzschnittes von Martin Schongauer stark zu. Schongauer selbst soll von Hans Memling beeinflusst gewesen sein, der in den Niederlanden arbeitete. Besonders bekannt ist die Anbetung der Drei Könige (1490) des in Bern tätigen Hans Fries.<sup>8</sup>



Stubenfahne der Zunft zu Mohren: Schwarzer König mit Krone, Bogen, Köcher, Pfeil und Lententuch (16. Jahrhundert). – *Bernisches Historisches Museum, Depositum (Inv. 8778.1).*



«Der steinige Möhr»: Hauszeichen der Zunft zum Mohren (kurz vor 1700) an der Vorderseite des Zunfthauses zum Mohren, Kramgasse 12. – Foto: *Andreas von Steiger*.

Die Drei Könige spielten in Bern eine wichtige Rolle: Im Münster stand der Dreikönigsaltar, gestiftet von Rudolf von Ringoltingen 1448/49. Über den Verbleib der Altarbilder in der Reformationszeit ist nichts bekannt.<sup>9</sup>

Im Bernischen Historischen Museum finden wir den prachtvollen Dreikönigsteppich aus der Kathedrale von Lausanne. Er stammt aus den südlichen Niederlanden und ist um 1450/60 im Umkreis von Rogier van der Weyden entstanden. Der jüngste König trägt zwar keine schwarze Haut, jedoch die charakteristischen goldenen Ohrringe und eine «afrikanische» Physiognomie.<sup>10</sup>

Im Bernischen Historischen Museum wird auch das Juliusbanner von 1512 aufbewahrt (nicht ausgestellt). Papst Julius II. schenkte den eidgenössischen Orten und ihren Zugewandten über 30 Banner, wobei sie sich dabei das Bannerbild wünschen konnten. Als einziger Ort wählte Bern ein Bild mit den Drei Königen. Der jüngste und dritte König trägt keine dunkle Hautfarbe, doch seine Physiognomie kann ebenfalls als Hinweis auf seine afrikanische Herkunft gedeutet werden.<sup>11</sup>

Schliesslich werden im Bernischen Historischen Museum weitere Zeugnisse der Präsenz von Darstellungen afrikanischer Menschen aufbewahrt: Von besonderem Interesse ist dabei die Fahne der Zunft zu Mohren aus dem 16. Jahrhundert. Die deutlich erkennbare Krone verweist auf einen König. Ein jagender heiliger König passt aber ausgesprochen schlecht zu einer demütigen Haltung.<sup>12</sup>

### *Die verführerische Mohrin*

Neben der erwähnten Mohrin als Helmzier auf der Grabtafel des Walther Senn von Münsingen finden wir unter den törichten Jungfrauen am Hauptportal des Münsters die Darstellung einer Afrikanerin. Die Figuren sind durch Erhart Küng um 1480 geschaffen worden.

Die Darstellung des Gleichnisses der Törichten und Klugen Jungfrauen nach Matthäus 25, 1–13 steht in engem Zusammenhang mit dem Jüngsten Gericht. Ähnliche Kombinationen finden wir beispielsweise in Basel, Strassburg, Freiburg, Magdeburg, Erfurt, Dijon und Beaune. Eine der törichten Jungfrauen in Bern ist als Afrikanerin dargestellt, was bei gotischen Darstellungen meines Wissens sonst nicht zu finden ist. An den romanischen Kapitellen in Toulouse sind zwei schwarze Törichte dargestellt, die zwischen 1120 und 1140 entstanden sind.

Wie kommt die Afrikanerin unter die törichten Jungfrauen am Berner Münster? Sladeczek hat die prächtigen Hüte der törichten Damen als Kritik an der burgundischen Hoftracht interpretiert, schliesslich sind ja die Skulpturen in der Zeit

der Burgunderkriege entstanden. Wäre es möglich, dass die Mohrin unter den törichten Jungfrauen ein Thema des burgundischen Hofes aufgreift? Sladeczek betont den Einfluss der niederländischen Kunst auf Erhart Küng.<sup>13</sup>

Seit der Heirat Herzog Philipps des Guten von Burgund mit Isabella von Portugal 1430 finden wir zahlreiche Portugiesen am burgundischen Hof und in den Hafen- und Handelsstädten der Niederlande. Seit 1440 bestehen in Lissabon und Lagos Märkte mit Sklavinnen und Sklaven aus Afrika. In den burgundischen Chroniken aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist von Afrikanern nur einmal die Rede: bei der Hochzeit Karls des Kühnen mit Margarete von York in Brügge 1468. Eine andere Interpretation ist ebenfalls möglich: Häufig wurden die törichten Jungfrauen als Verführerinnen verstanden.<sup>14</sup>

Das führt uns zu Niklaus Manuel. An der Ostfassade des Eckhauses Münstervorplatz/Münstergasse malte er 1518 ein Wandgemälde: Der altgewordene König Salomon wird durch eine schwarze Frau nach 1. Könige 11, 1–9 zum Götzendienst verführt. Das Haus wurde 1758 abgerissen und damit verschwand auch das Wandbild. Es ist in verschiedenen Zeichnungen überliefert, so von Johann Viktor Manuel 1735.<sup>15</sup>

## **Der Mohr in der Neuzeit**

### *Die Zunft zum Mohren und ihre Mohren*

Eine Gesellschaft zu «snidern» wird erstmals 1373 erwähnt, 1423 ist dann von einem Haus der Gesellschaft «zum Möhren» die Rede. Die ersten Statuten stammen aus dem Jahre 1460.<sup>16</sup>

Das heutige Hauszeichen der Zunft zum Mohren an der Kramgasse ist kurz vor 1700 entstanden und zeigt einen exotischen Krieger. Er trägt einen prächtigen Schild, einen Köcher mit Pfeilen und eine Lanze, einen orientalischen Turban, ein Tuch um die Hüfte, einen nackten Oberkörper und geht barfuss. Im Gegensatz zur Darstellung auf der Zunftfahne trägt er keine Krone, ist aber auch nicht als Jäger zu interpretieren – Jäger führen keine Schilde mit sich.

Die Gesellschaft zum Mohren besitzt auch andere Darstellungen des Mohren, so eine Holzplastik von Johann Jakob Langhans (1666–1748). Hier erscheint der Mohr als Jäger mit Pfeil und Bogen und trägt ein Kopf- und Lendentuch.

Peter Martin macht auf die Veränderung der europäischen Vorstellungen des Afrikaners vom 16. zum 18. Jahrhundert aufmerksam: Anstelle des orientalischen Mohren tritt nun ein wilder afrikanischer Mohr auf. Das zeigt sich bei den verschiedenen Bechern der Zunft von 1643, 1824, 1866. Einmal ist der Mohr



ein Jäger, ein andermal ein kriegerischer König. Die Zunft hat in ihren Darstellungen den Mohren seit der Zunftfahne aus dem 16. Jahrhundert immer wieder unterschiedlich interpretiert, so auch auf den zahlreichen Bechern seit dem 17. Jahrhundert. Die Figuren verweisen eher auf den Orient denn auf Afrika. Sie sind in der Frühphase des Orientalismus entstanden, als Europa in Konflikten mit dem Osmanischen Reich stand. Die Mohrenfiguren aus dem 19. Jahrhundert, die als Kerzen- bzw. Lampenständer dienen und dienten (so in einem Nebenraum im Beatrice von Wattenwyl-Haus oder im Hotel Rosenloui im Berner Oberland), stammen hingegen vom Beginn des europäischen Kolonialismus in Afrika.<sup>17</sup>

#### *Mauritius als Namensgeber?*

Die Zunft zum Mohren erwähnt die Möglichkeit, dass die Herkunft des Namens auf den heiligen Mauritius zurückzuführen ist. Es stellen sich einige Probleme: Ikonografisch gesehen, wird Mauritius im Mittelalter in der Schweiz stets als weisser Ritter dargestellt, so im Berner Münster: im Jüngsten Gericht am Hauptportal, an einem Schlussstein und am (abgebrochenen) Lettner. Im Münster gab es zudem keinen Mauritius-Altar. Die Zunft unterhielt Beziehungen zum Dominikanerkloster und verehrte den heiligen Dominikus – und nicht Mauritius.<sup>18</sup>

Die Darstellung des heiligen Mauritius als Mohr hat ihr Zentrum im Erzbistum Magdeburg und überschreitet die Donaugrenze nicht. Wenn der Kult um die Heiligen Drei Könige durch Friedrich I. Barbarossa wesentlich gefördert worden ist, so zeigte sich sein Enkel Friedrich II. als Förderer des schwarzen Mauritius: Der «Mohr» in der Kathedrale von Magdeburg ist das Werk eines Parteigängers der Staufer, des Erzbischofs von Magdeburg Wilbrand, Graf von Käfernburg. Der schwarze König und der schwarze Mauritius werden als Symbol des Anspruchs der Staufenkaiser auf Weltherrschaft gedeutet.<sup>19</sup> Die Einführung von Afrikanern in die kirchliche Bilderwelt hat politischen und nicht religiösen Ursprung.

#### *Zur Heraldik des Mohren*

Auf der Rückseite des Zunfthauses zum Mohren, in der Rathausgasse, finden wir das Zunftwappen: Es könnte Anfang des 20. Jahrhunderts entstanden sein, ähnlich wie das Wappen in der Eingangshalle des Casinos. Wie ist der Mohr im Wappen zu deuten? In Aragon, Sardinien und Korsika gilt der Mohr als Zeichen für den Sieg über die «Mauren»; nördlich der Alpen kamen solche «feindlichen Übernahmen» nicht vor. Der Mohr der Mohrenzunft mit weissem Stirnband



Wappen der Zunft zum Mohren: Afrikaner mit weisser Haarbinde, goldenen Ohrringen und breiten roten Lippen (vermutlich Anfang 20. Jahrhundert). Rückseite des Zunfthauses zum Mohren, Rathausgasse 9. – Foto: Christoph Hurni.

ähnelt den Mohren in anderen Wappen in der Schweiz, so etwa den Familienwappen der Mohrungen in der Weingartner Manessischen Liederhandschrift und der Mandach (1340) in der Zürcher Wappenrolle. Das Stadtwappen mit dem Mohr von Avenches ist seit 1520 nachgewiesen.<sup>20</sup>

## Der Mohr im 20. Jahrhundert

Den einzigen schwarzen Mauritius in Bern finden wir im Grossratssaal als Schildhalter der Standesscheibe von Appenzell Innerrhoden und er stammt von Johann Hugentobler aus dem Jahre 1954. Mauritius ist Schutzpatron des Standes. Hugentobler schuf schon 1923 das grosse und umstrittene Fresko an der Mauritiuskirche in Appenzell, aber damals noch mit einem weissen Mauritius.<sup>21</sup>

Eine moderne Darstellung eines afrikanischen Menschen finden wir im Pfingstfenster im Chor der Nydeggkirche in Bern. Es wurde von Robert Schär (1894–1973) in den Jahren 1957/58 geschaffen: Der Apostel Philippus tauft nach Apostelgeschichte 8, 26–39 den äthiopischen Hofbeamten. In der reformierten Kirche Gümliigen finden wir Glasfenster von Max Rudolf von Mühlönen (1903–1971) zur Weihnachtsgeschichte (1953/1964), darunter auch einen schwarzen König. Das Bild der Afrikanerin und des Afrikaners ist im Laufe des 20. Jahrhunderts säkularisiert worden: Wir finden es auf Werbeplakaten für «Kolonialprodukte» wie Schokolade, Kaffee und Bananen. In der aktuellen Debatte um die Darstellung afrikanischer Menschen ist es nützlich, methodologisch zwischen einer ikonografischen und einer ikonologischen Betrachtungsweise zu unterscheiden. Der Titel von Peter Martins Buch *Schwarze Teufel, edle Mohren* widerspiegelt in treffender Weise die in der Vergangenheit und leider auch in der Gegenwart verbreitete simplifizierende dualistische Sicht des Afrikaners und der Afrikanerin.

---

### Anmerkungen

<sup>1</sup> Schär, Bernhard C.: Vergessene Kolonialgeschichte. In: Der Bund, 29.12.2014; Moser, Adrian M.: Die schwarzen Figuren. In: Der Bund, 25.4.2017.

<sup>2</sup> Werdt, Christophe v.: Die Zunft zu Mohren und der Heilige Mauritius (Replik). In: Der Bund, 30.12.2014.

<sup>3</sup> Die Website der Zunft zum Mohren ([www.mohrenzunft.ch/wappen](http://www.mohrenzunft.ch/wappen), 28.4.2017) gibt eine differenzierte Darstellung; allerdings stammt nach der Legende Mauritius aus Nubien und nicht aus Nordafrika.

- 4 Mojon, Luc: Französische Kirche. In: Hofer, Paul; Mojon, Luc: Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern. Band V. Die Kirchen der Stadt Bern. Basel 1969, 152f.; Merz, Walther; Hegi, Friedrich: Die Wappenrolle von Zürich. Zürich, Leipzig 1930, Nr. 178; Weber, Berchtold: Wappenbuch der Burgergemeinde Bern. Bern 2003, 91 und 109. Zum Mohren im Wappen: Devisse, Jean; Mollat, Michel: The Shield and the Crown. In: Bindman, David; Gates, Henry Louis jr. (Hrsg.): The image of the Black in Western Art. New Edition. Cambridge (Mass.), London 2010, t. II, part 2, 38.
- 5 Kurmann-Schwarz, Brigitte: Die Glasmalereien des 15. bis 18. Jahrhunderts im Berner Münster. Corpus vitrearum Medii aevi. Wabern-Bern 1998; Mojon, Luc: Die Kunstdenkmäler des Kantons Bern. Band IV: Das Berner Münster. Basel 1960; Kaplan, Paul Henry Daniel: The Rise of the Black Magus in Western Art. Ann Arbor (Mich.) 1985, 72f.
- 6 Trexler, Richard C.: Les voyages des mages à travers l'Histoire. Paris 2009, 53ff.; Grebe, Werner: Studien zur geistigen Welt Rainalds von Dassel. In: Wolf, Günther (Hrsg.): Friedrich Barbarossa. Darmstadt 1975, 273.
- 7 Behland, Max: Die Dreikönigslegende des Johannes von Hildesheim. Untersuchungen zur nieder-rheinischen Übersetzung der Trierer Handschrift 1183/485. München 1968.
- 8 Villiger, Verena; Schmid Alfred A. (Hrsg.): Hans Fries. Ein Maler an der Zeitenwende. Zürich 2001, 91 (Kunsthau Zürich Inv. 2296); ferner Bindman (wie Anm. 4).
- 9 Vgl. Mojon (wie Anm.4); ferner: Tobler, Gustav: Rudolf Zigerli von Ringoltingen. In Sammlung bernischer Biographien. 2. Band. Bern 1896, 172ff.
- 10 Kemperdick, Stephan: Dreikönigsteppich. In: Marti, Susan; Borchert, Till-Holger; Keck, Gabriele (Hrsg.): Karl der Kühne. Kunst, Krieg und Hofkultur. Bern, Brüssel, Brügge, 2008, 201; Rapp Buri, Anna; Stucky Schürer, Monica: Burgundische Tapisserien. München 2001.
- 11 Marti, Susan: Eckquartier des Berner Juliusbanners. In: Beer, Manuela et al. (Hrsg.): Die Heiligen Drei Könige. Mythos, Kunst und Kult. Köln 2014, 300f.
- 12 Appenzeller, Gotthold: Die Gesellschaft zum Möhren. Bern 1916, 108.
- 13 Sladeczek, Franz-Josef: Erhart Küng, Bildhauer und Baumeister am Münster zu Bern. Bern 1990, 58ff. Vgl. auch Körkel-Hinkfoth, Regine: Die Parabel von den klugen und törichten Jungfrauen (Mt 25, 1–13) in der bildenden Kunst und im geistlichen Schauspiel. Frankfurt am Main [u.a.] 1994. Lea Carl-Krüsi (in Zeitschrift für schweiz. Archäologie und Kunstgeschichte Band 70 [2013], Heft 2, 111) hat die schwarze Törichte als Mann gedeutet und begründet dies mit dem kurzen Haar und der vergleichsweise schlichten Kleidung. Ich halte dies nicht für schlüssig. Zur Symbolik der Klugen und Törichten Jungfrauen vgl. auch Mâle, Émile: Die Gotik. Die französische Kathedrale als Gesamtkunstwerk. Stuttgart, Zürich 1994, 19.
- 14 Zu den burgundischen Chroniken: Beaune, Henri; d'Arbaumont, Olivier (Ed.): Olivier de la Marche. Mémoires. Paris 1883. Bd. 4, 99ff. Breite Darstellung der Hochzeit Karls des Kühnen mit Margaret von York in Brügge 1468. Die grossen Chronisten der Zeit, Adrien de But, Jacques du Clercq, Georges Chastellain und Gabriel Tetzl, berichten nichts über die Präsenz von Afrikanern am burgundischen Hof. Zu Isabella von Portugal: Sommé, Monique: Isabelle de Portugal. Duchesse de Bourgogne. Une femme au pouvoir au XVe siècle. Lille 1998.
- 15 Wagner, Hugo et al.: Niklaus Manuel Deutsch. Maler, Dichter, Staatsmann. Bern 1979, 297, Tafeln 72 und 73.
- 16 Cetto, Anna Maria: Unsere Kunstdenkmäler: Mitteilungsblatt für die Mitglieder der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte 21,1970, 27; Appenzeller (wie Anm. 12), 4–7; Fontes rerum bernensium, Berns Geschichtsquellen Band 9, Bern 1908, 330.
- 17 Cetto, Anna Maria: Das Hauszeichen der Zunft zum Mohren in Bern. In: Unsere Kunstdenkmäler XXI, Heft 1 (1970), 27–31; Martin, Peter: Schwarze Teufel, edle Mohren. Hamburg 1993, 83ff.; zu den Bechern des 19. Jahrhunderts vgl. Berman, Nina: Orientalismus, Kolonialismus und Moderne. Stuttgart 1997, und Said, Edward W.: Orientalism. London 2003; Richter,

Carola: Orientalismus und das Andere. In: Hepp, Andreas et al. (eds.): Handbuch Cultural Studies und Medienanalyse. Wiesbaden 2015, 313–321; zu den Bechern: Appenzeller (wie Anm.12); Wyss, Robert L.: Handwerkskunst in Gold und Silber. Bern 1996, S. 170–192 zu 19 Bechern der Zunft zum Mohren, die meisten im Bernischen Historischen Museum.

- <sup>18</sup> Flühler-Kreis, Dione: Die Darstellung des Mohren im Mittelalter. Zürich 1980; Appenzeller (wie Anm. 12); ferner: [www.mohrenzunft.ch](http://www.mohrenzunft.ch) (4.2.2017); Mani, Silvan: Der Kult des Mauritius im Gebiet der heutigen Schweiz. Zürich 2008.
- <sup>19</sup> Wermelinger, Otto et al. (Hrsg.): Mauritius und die thebäische Legion. Saint Maurice et la légion thébaine. Fribourg 2005; Suckale-Redlefsen, Gude: Mauritius: Der heilige Mohr. The Black Saint Maurice. München, Zürich 1987; Thurre, Daniel: Culte et iconographie de Saint Maurice: Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 49 (1992), 7–18; Kaplan (wie Anm. 5).
- <sup>20</sup> Ruepprecht, Hans-Ulrich: Der Mohr als Wappenfigur. In: ders. et al.: Kongressbericht 12. Internationaler Kongress für genealogische und heraldische Wissenschaften. Band H, Stuttgart 1978, 51–63.
- <sup>21</sup> Beschluss der Ständekommission des Kantons Appenzell Innerrhoden vom 7.3.1953, nach einer Mitteilung des Landesarchivars Sandro Frevel vom 21.10.2014.

## Nachruf

### Georg Germann

5. Januar 1935 bis 11. September 2016



Georg Germann war ab 1984 während 12 Jahren Direktor des Bernischen Historischen Museums, eine Funktion, die er in einer schwierigen Phase übernommen hatte. Er beruhigte und konsolidierte den Betrieb und bewahrte wichtigstes Museumsgut vor Eingriffen. Grosse Ausstellungen galten bernischen Themen und wirken nach, wie die Präsentation historischer Architekturpläne 1994.

Germann war gebürtiger Basler; er besuchte die Schulen in seiner Vaterstadt und studierte an der Basler Universität Kunstgeschichte. Auslandstudien in Paris und Rom folgten. 1963 publizierte er seine dem protestantischen Kirchenbau in der Schweiz gewidmete Dissertation, eine bis heute unentbehrliche Arbeit. Die Berner Heiliggeistkirche als wichtigster Bau der Protestanten und zahlreiche andere Bauten im Stadtstaat Bern sind hier gewürdigt. Gegensätzlicher Art ist sein zweites Hauptwerk, erschienen 1967: Er wurde beauftragt, den «Kunstdenkmälerband» zum katholischen Bezirk Muri (AG) zu erarbeiten, der mit der Klosterkirche Muri einen ausserordentlichen barocken Zentralraum zum Hauptgegenstand hat. Auch hier beschritt der Autor Neuland, bezog er doch die neugotischen Kirchen in die Betrachtung ein und erschloss den Band mit einem stark ausgebauten Sachregister, damit er «als Quellenwerk zur Kunstgeschichte» dienen könne, wie Germann im Vorwort festhielt. Seither war Georg Germann unentwegter Berater der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, um das Jahrhundertwerk der *Kunstdenkmäler der Schweiz* der Forschung besser nutzbar zu machen. Unvergessen sind seine Beiträge und systematisierenden Vorschläge an den Autorentagungen. Ganz in diesem Sinne begründete er 1971 die Nachfolgereihe der *Kunstdenkmäler*, das *Inventar der neueren Schweizer Architektur* INSA, das ab 1973 durch intensives Quellenstudium erarbeitet wurde. Die zwischen 1982 und 2004 erschienenen «grünen Bände» bieten einen grossgezeichneten Überblick über die städtische Architektur zwischen 1850 und 1920 und ihre politischen und wirtschaftlichen Grundlagen, eine Architekturepoche, die nach der Mitte des 20. Jahrhunderts, nicht zuletzt durch Missachtung und Verunglimpfung, am meisten gefährdet war. Dieses Pionierwerk leitete der Verstorbene bis 1978, später wirkte er als Begutachter. Wie kaum ein zweites Werk hat es trotz seines lexikografischen Charakters die Betrachtung und Wert-

schätzung einer der für unser Land wichtigsten Architekturepochen begründet und gefestigt.

Den Ausblick in die Architektur des 19. Jahrhunderts hatte Georg Germann in theoretischer Hinsicht aber schon vorher geöffnet. Nach einem Stipendium, das ihn nach London führte, legte er in seiner Habilitationsschrift 1971 seine meisterliche Darstellung *Gothic Revival in Europe and Britain, Sources, Influences and Ideas*, publiziert 1972 (deutsch 1974, *Neugotik: Geschichte ihrer Architekturtheorie*), vor. Am Anfang der Erforschung der lange verschmähten Neostile breitete er die reiche architekturtheoretische Literatur zur Neugotik aus und erschloss deren Bedeutung für die spätere Entwicklung. Er deckte die nationalen Unterschiede und ihre Auswirkungen auf und begleitete den Text mit einem aussagekräftigen Bildteil. Der Weg zur Erforschung der Architekturtheorie war damit begangen, der schliesslich zur erkenntnisreichen *Einführung in die Geschichte der Architekturtheorie* führte, die 1980 erstmals erschien. Dem Gegenstand blieb er, auch aufgrund des grossen Erfolgs, treu und es freute ihn, dass in seinem letzten Jahr sein Buch über *Vitruve et le vitruvianisme* neu und überarbeitet erscheinen konnte.

Germanns stupende Kenntnisse, seine Systematik und seine geistige Selbstständigkeit hätten ihn in hohem Masse prädestiniert, den Lehrstuhl eines Ordinarius zu besetzen. Es gehört zu den Merkwürdigkeiten des schweizerischen universitären Betriebs, dass es nicht dazu gekommen ist. Dafür hat er an fast allen Hochschulen der Schweiz als Dozent gewirkt und war als Leiter des MAS Denkmalpflege und Umnutzung an der Berner Fachhochschule von 1997 bis 2010 für viele Absolventen ein glaubwürdiger und nachwirkender Mentor. Seine Überlegungen zur Denkmalpflege haben früh neue Richtungen aufgedeckt, die heute selbstverständlich sind. Die Publikationsliste Germanns ist beeindruckend und belegt sein breites Interessenfeld und die «schönste Freude wissenschaftlichen Suchens und Denkens, des eigenen Findens», wie er selbst formuliert hat.

Jörg, wie wir ihn alle nannten, war ein zurückhaltender und selbstloser Mensch, der geist- und kenntnisreich bereitwillig weiterhalf und sein Wissen zur Verfügung stellte. Akademischer Pomp war ihm völlig fremd, ihm begegnete er mit kühlem analytischem Verstand und mit Innovationskraft. Georg Germann fehlt in der schweizerischen Kunstgeschichte, er fehlt als freundschaftlicher Gesprächspartner und als charaktvoller Mensch.

Jürg Schweizer

# Rezensionen

## **Burgerbibliothek Bern (Hrsg.); Dauwalder, Lea; Lienhard, Luc: Das Herbarium des Felix Platter. Die älteste wissenschaftliche Pflanzensammlung der Schweiz.**

Bern: Haupt 2016. 208 Seiten.

In der berühmten Romanfolge des studierten Arztes François Rabelais lässt der Held Gargantua seinen Sohn die Pflanzenkunde lernen, er soll u.a. im Freien botanisieren, wie Rabelais es aus eigener Erfahrung in Montpellier kannte. Diese (nicht nur fiktive) Lernform ist geprägt durch eine Umwandlung von einer für die Humanisten charakteristischen schriftlichen Wissenskultur in eine auf Visualität rekurrierende. Ein kostbares Zeugnis der neuartigen akademischen Schulmethode ist das Herbar des Basler Stadtarztes Felix Platter (1536–1614), das älteste in der Schweiz überlieferte und eines der weltweit ältesten überhaupt. Einst noch umfangreicher (18 Bände, mit ca. 1800 Pflanzenarten), umfasst es heute acht Bände, während das Herbar des Bolognesers Ulisse Aldrovandi 15 Bände mit circa 5000 Pflanzen umfasste.<sup>1</sup> Der erwähnte Wandel der Wissenskultur ging einher mit der Neuorientierung des Medizinstudiums. Seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts war, von Italien – Bologna, Padua, Pisa (Luca Ghini) – und Montpellier (Guillaume Rondelet) ausgehend, eine Lernkultur gefördert worden, gemäss welcher das Medizinstudium nicht nur aus Lektüre (Galen, Dioscorides usw.) und Vorlesungen besteht, sondern der Student sein Wissen zu vertiefen hat, indem er auf Exkursionen und in Gärten geht, Pflanzen sammelt, sie presst und konserviert, so wie das der junge Platter seit Beginn seines Studiums in Montpellier tat. Er lernte die Herbarteknik von Rondelet und lehrte sie später seinen Studenten, unter ihnen Caspar Bauhin (1560–1624, in Basel Professor für Anatomie und erster Professor für Botanik in der Schweiz), von dem das zweitälteste Herbar der Schweiz stammt (4000 Arten präsentierend).

Der *hortus siccus*, das Herbar, ergänzte die Kräuterbücher, und von Italien aus entwickelte sich der universitäre botanische Garten (*hortus medicus*) zu einem zentralen Ort botanischer Wissenschaft, so in Basel auf Veranlassung Caspar Bauhins seit 1589. Für den Unterricht war das Herbar zu unhandlich, doch eignete es sich für das individuelle Lernen. Es war gleichzeitig eine Erinnerung an die Stationen der Feldforschung und eine Bestimmungshilfe. Mediengeschichtlich gesehen, handelt es sich um einen komplexen Wissensspeicher, der in gebundener Form Originalobjekt, Schrift wie auch Abbildungen vereint. Platter gab sich nicht damit zufrieden, Pflanzen – wenn nötig wie z.B. bei den neuweltlichen Arten der Sonnenblume, der Topinambur oder der Paprika – zu beschneiden, zu pressen und auf Papierbögen (mit Tragantgummi?) aufzukleben. Da die Farbe der gepressten Pflanze mit der Zeit verblasste, bildete, wie Platter erkannte



hatte, die Repräsentation im Medium kolorierter Federzeichnungen und Holzschnitte, u.a. von David Kandel, eine «authentischere» Erinnerung an die (rechts auf die Doppelseite aufgeklebte) Lebendpflanze, der er die Abbildung jeweils gegenüber setzte. Abbildungen beschaffte sich Platter aus den Werken von Kollegen. In der Geschichte der Pflanzendarstellung markieren die rund 80 kolorierten Zeichnungen von Hans Weiditz d. J. (1495–1536) eine Wende; sie sind naturgetreu gestaltet, aus künstlerischer und botanisch-historischer Sicht eine Sensation (S. 46). Platter kam in ihren Besitz, als er einen Teil des Nachlasses des Zürcher Stadtarztes Conrad Gessner erwerben konnte. Die Zeichnungen schnitt er aus den Papierbögen sorgfältig aus, um sie ins Herbar integrieren zu können. Andere Aquarelle gab er bei Künstlern in Auftrag, wobei Hans Hug Kluber, Hans Bock d. Ä. und der Glasmaler Hieronymus Vischer infrage kommen, eventuell Platter selbst, wie Lea Dauwalder und Luc Lienhard vermuten.

Wie die Pflanzenillustrationen und die schriftlichen Einträge zeigen, haben sich in den zu Lebzeiten Platters gebundenen Herbarbänden verschiedene Zeitschichten und Benützungsspuren abgelagert. Während die Illustrationen für die damals wichtigsten botanischen Werke wie das *Herbarum vivae eicones* von Otto Brunfels, das Werk *De historia stirpium* (bzw. dessen Fortsetzung) von Leonhart Fuchs und Gessners unvollendete *Historia plantarum* vorgesehen waren, bezeugen umfangreiche Briefwechsel der Botaniker und Ärzte den wissenschaftlichen Gebrauch solcher Herbare. So liehen Platter und der Basler Arzt Johannes Bauhin Conrad Gessner (dessen Herbar heute verloren ist) auf dessen Bitten hin ihre Herbare oder Teile davon nach Zürich aus; sie erhielten sie indes zu Lebzeiten Gessners nicht mehr zurück.<sup>2</sup> Die Beschriftungen (hauptsächlich die Namen, seltener ihr Herkunftsort) sind von der Hand Platters selbst, andere von seinem Halbbruder Thomas, von Caspar Bauhin und schliesslich vom Berner Pfarrer und Naturforscher Jakob Samuel Wyttenbach (1748–1830), der in den Besitz des Herbars gelangt war. Die Geschichte seiner neuerlichen Auffindung auf dem Dachboden des Botanischen Instituts in Bern durch Walther Rytz 1933 und zweier Bände in der Universitätsbibliothek Amsterdam erst im Jahr 2012 durch Florike Egmond mutet abenteuerlich an.

Das vorbildlich dokumentierte Buch enthält zwei Kapitel zu Platters Leben und zur Geschichte der Botanik und der Herbarien allgemein, dann ein drittes Kapitel über das Herbar Platters, alles in Koautorschaft verfasst von Lea Dauwalder und Luc Lienhard, im letzten, 5. Kapitel sind der Erhaltungszustand der Herbarbände und die Schäden an den fragilen Pflanzen beschrieben sowie die konservatorischen Erhaltungsmassnahmen. Es fusst auf der Masterthesis Lea Dauwalders (Hochschule der Künste, Bern). Den Hauptteil des Bandes (S. 53–193) füllen 112 ganzseitige Farbabbildungen: Auf 14 Doppelseiten ist jeweils eine Achtergruppe der Blätter wissenschaftlich kommentiert und vom Biologen und Wissenschaftshistoriker Luc Lienhard botanisch identifiziert. Wer

Lust hat, jener Abteilung von Platters Wunderkammer, die sich heute in Bern befindet, einen virtuellen Besuch abzustatten, kann über die Website der Burgerbibliothek das Herbar öffnen und in den Bänden blättern. Es ist inzwischen vollständig digitalisiert: <https://platter.burgerbib.ch/> (Andere Objekte der einstigen Sammlung befinden sich in Basel, im Historischen Museum Basel/Museum für Geschichte und im Naturhistorischen Museum Basel.) Das Buch wurde jüngst mit dem Deutschen Gartenbuchpreis ausgezeichnet.

*Dorothee Rippmann, Itingen*

<sup>1</sup> Leu, Urs: Conrad Gessner (1516–1565). Universalgelehrter und Naturforscher der Renaissance. Zürich 2016, 280.

<sup>2</sup> Ebd., 280–282.

### **Grogg, Susanna: Heimatlos in der Heimat. Magdalena Hirschi, geborene Rolli, 1784–1846. Eine Lebens- und Dorfgeschichte.**

Bern: Blaukreuz-Verlag 2015. 192 S.

Die gelernte Primar- und Sekundarlehrerin Susanna Grogg-Roggli verbrachte viele Jahre als Pfarrfrau in Albligen, einem Dorf westlich des Sensegrabens im Schwarzenburgerland. Sie publizierte unter anderem zur Geschichte der Bäder, der Schulen und Parteigründungen in dieser Region. Vor zwei Jahren erschien ein Buch, in welchem sie die Lebensgeschichte einer Frau aus der bäuerlichen Unterschicht nachzeichnet. Sie bettet die Erzählung, die auf solid recherchierten Fakten aus Kirchen- und Pfarrarchiven basiert, in die Umbruchzeit der Helvetik, Mediation, Restauration und Regeneration ein. Magdalena Hirschi war mit dem Albliger Hans Hirschi verheiratet und hatte mit ihm drei Kinder. Die Erzählung setzt im Hungerwinter 1816/17 ein, als Magdalena Hirschi die Scheidung verlangte. Ihr Mann war als Soldat in die Napoleonischen Kriege gezogen und verschollen. Sie brauchte die Scheidung, um mehr Handlungsspielraum zu erlangen und sich allenfalls wieder verheiraten zu können. Dies blieb ihr allerdings wegen der restriktiven Heiratsgesetze verwehrt. Ihre weiteren Kinder waren deshalb unehelich und sie wurden, wie auch die ersten drei, verkostgeldet.

Das Buch ist nicht einfach zu lesen, denn die Autorin packt viele Fakten in die knapp 200-seitige Publikation, wobei sie einige interessante Themen wie Klimaveränderungen als Grund für die Hungersnot, die Armengesetzgebung oder die Sekte der Antonianer nur kurz streift. Ausgiebiger beschreibt sie die Lebensbedingungen der Mägde und Knechte, welche sie mit dem Alltagsleben des Albliger Pfarrers und seiner Familie kon-

trastiert. Ebenfalls eingehend befasst sie sich mit dem Bau der neuen Albliger Kirche zu Beginn der 1820er-Jahre. Zeitliche und thematische Sprünge machen die Erzählung zwar abwechslungsreich, stören aber gelegentlich den Lesefluss. Schwierig zu bewältigen sind die vielen Personen, die das Buch bevölkern und häufig ähnliche oder gar identische Namen tragen. Hier wäre ein Verzeichnis der wichtigsten Personen oder zumindest eine grafische Darstellung der Hirschi-Familie hilfreich gewesen.

Es lohnt sich jedoch, das Buch zu lesen, denn es gelingt Susanna Grogg, das Leben der Magdalena Hirschi und ihres Umfeldes lebendig und nachvollziehbar zu erzählen. Dank ihrer sorgfältigen Arbeit erhalten wir einen seltenen Einblick in den Lebensweg einer unterprivilegierten Frau, die schwer an ihrem Schicksal zu tragen hatte und kaum mit dem Verständnis und der Hilfe von besser situierten Personen rechnen konnte.

*Anna Bähler, Bern*

**Krämer, Daniel; Pfister, Christian; Segesser, Daniel Marc (Hrsg.):  
«Woche für Woche neue Preisaufschläge». Nahrungsmittel-, Energie-  
und Ressourcenkonflikte in der Schweiz des Ersten Weltkrieges.**

Basel: Schwabe 2016. 403 S.

Lange Zeit war der Erste Weltkrieg für die Schweizer Geschichtsforschung kaum ein Thema. Dies hat sich in den letzten zehn Jahren geändert. Das Gedenken an die Ereignisse vor hundert Jahren führte zu zahlreichen Publikationen. Roman Rossfeld und Tobias Straumann haben bereits die Wirtschaftsgeschichte dieser Zeit neu beleuchtet. Ein Forschungsteam rund um den emeritierten Berner Geschichtspräsident Christian Pfister hat nun die Versorgungskrise während des Krieges unter verschiedenen Gesichtspunkten aufgearbeitet.

Die ersten beiden Kriegsjahre 1914 und 1915 waren für die Versorgung der Schweiz mit Lebensmitteln und Rohstoffen noch relativ unproblematisch. Lebens- und Futtermittel konnten weiterhin aus dem Ausland importiert werden. Ab 1916 setzte jedoch in vielen Bereichen eine Krise ein. Dies ist erstens auf den Wetterverlauf 2016/17 zurückzuführen. Starke Niederschläge und tiefe Temperaturen im Frühling und Sommer liessen die Ernteerträge in Europa und Amerika einbrechen. Die Kartoffelernte ging 2016 im Kanton Bern um 39 Prozent zurück. Die Lebensmittel für die Menschen wurden knapp, zudem fehlte Futter für die Kühe, was auch den Milchertrag dramatisch zurückgehen liess. Zweitens machten die Krieg führenden Staaten ab 1917 die Grenzen für den Handel dicht. Die Schweiz erlebte damit eine Hungerkrise, wie sie seit Mitte des 19. Jahrhunderts nicht mehr aufgetreten war.

Die Schweiz hatte seit der Gründung des Bundesstaates auf einen schlanken Staat und Freihandel gesetzt. Die Privatwirtschaft und der Markt regelten die Versorgung von Bevölkerung und Wirtschaft weitgehend. Im Krieg wurden Staatseingriffe nötig, um Nahrungsmittel im Ausland gezielt zu beschaffen und diese im Inland gerecht zu verteilen. Der Bundesstaat war von den neuen Rahmenbedingungen völlig überfordert. Ab Oktober 1917 rationierte der Bund Brot und Mehl, später weitere Nahrungsmittel. Angesichts der ökonomischen Krise und der steigenden Preise verarmten grosse Teile der Bevölkerung, die vorwiegend in den Städten lebte. Die Reallöhne sanken um 25 bis 30 Prozent und ebenso die der Bevölkerung zur Verfügung stehenden Kalorien der Lebensmittel. Die sozialen Probleme führten zu politischen Spannungen, die im Landesstreik vom November 1918 eskalierten.

Im ersten Teil des Bandes beleuchtet Daniel Marc Segesser die Ressourcenprobleme des Krieges im internationalen Kontext, Christian Pfister gibt einen Überblick über die Klima- und Nahrungsmittelkrise, Peter Moser zeigt den Zusammenhang zwischen der Ernährungsfrage und dem Landesstreik.

Teil 2 trägt den Titel *Energiekrise*. Christian Pfister schildert mit dem plakativen Titel *Frieren, kalt essen und zu Fuss gehen*, wie sich der Rückgang des Imports von Kohle auf den Alltag auswirkte. Unter den Einfuhrschwierigkeiten litt auch die Landwirtschaft, da zu wenig Stickstoffdünger ins Land gelangte, was Auswirkungen auf die Ernteerträge hatte (Beitrag von Sandro Fehr). Anna Amacher Hoppler geht auf die Elektrifizierung der Eisenbahnen ein, die sich angesichts des Kohlemangels beschleunigte.

Teil 3 mit dem Titel *Versorgungskrise* umfasst vier weitere Beiträge: Maurice Cottier zeigt auf, wie der Erste Weltkrieg die Behörden vom Wirtschaftsliberalismus zum Staatsinterventionismus zwang. Christian Wipf schildert die Anstrengungen des Bundes zur Vermehrung der inländischen Kartoffel- und Getreideproduktion. Ergänzend dazu untersucht Ismael Albertin die Massnahmen der Zürcher Stadtexekutive zur Verbesserung der Lebensmittelversorgung auf lokaler Ebene. Daniel Burkhard geht schliesslich auf die Diskussionen um die Milchpreissteuerung durch die Behörden ein.

Teil 4 dreht sich um die Gesundheitskrise. Christian Sonderegger und Andreas Tscherrig präsentieren den Verlauf, die Ursachen und Zusammenhänge der Grippepandemie 1918/19 in der Schweiz, bei der überdurchschnittlich viele junge Männer im Alter von 20 bis 40 Jahren starben. In der Mortalitätsstatistik der Schweiz ragt das Jahr 1918 mit der höchsten Sterblichkeit der letzten 150 Jahre heraus. Kaspar Staub zeigt anhand von statistischen Daten zu menschlichen Körpern, wie die Versorgungskrise sich negativ auf das Wachstum von Kindern und Jugendlichen auswirkte.

Der Band umfasst eine umfangreiche Bibliografie sowie ein Register und schliesst mit einer Synthese von Daniel Krämer. Dieser weist auf die Verletzlichkeit einer arbeits-

teiligen und international vernetzten Wirtschaft und Gesellschaft hin, was für die Schweiz Anfang des 20. Jahrhunderts zutraf. Neben der Klimakrise bewirkte der Krieg Engpässe im Transportwesen, zog Arbeitskräfte aus der Landwirtschaft und Industrie ab und veränderte die Nachfrage in den verschiedenen Wirtschaftszweigen.

Die Bewältigungsstrategien gegen die verschiedenen Dimensionen der Krise mussten erst gefunden und erprobt werden. Die Behörden von Bund, Kantonen und Gemeinden waren dabei enorm gefordert. Bis 1916 überliess der Bund die Krisenintervention weitgehend den Kantonen. Danach stieg die Zahl der Verordnungen auf allen Stufen zu einer Flut von Regelungen an. Die Behörden rationierten Lebensmittel und Brennstoffe, förderten den Import und die Produktion von fehlenden Ressourcen, versuchten die Preise zu stabilisieren und trieben den Ersatz fehlender Materialien voran, am erfolgreichsten bei der Elektrifizierung der Bahnen. In den Städten richteten die Behörden Suppenküchen und Notwohnungen ein.

Der Band zeigt in verschiedenen Facetten eindrücklich, was ein Krieg immer auch ist: eine Wirtschaftskrise, die in diesem Fall durch eine klimatisch bedingte Versorgungskrise verschärft wurde. Dies hatte auch für die Schweiz, die nicht direkt am Kriegsgeschehen beteiligt war, dramatische Auswirkungen. Die Erfahrungen mit dem Krieg und den wirtschaftlichen Problemen führten bei Bund und Kantonen zur Einsicht, dass eine aktive Agrar- und Ernährungspolitik eine staatliche Aufgabe ist. Eine zweite langfristige Folge dieser Jahre war die beschleunigte Adaption der Elektrizität als einheimische Energiequelle.

*Christian Lüthi, Bern*

**Kunstmuseum Thun (Hrsg.): Der Kontinent Morgenthaler.  
Eine Künstlerfamilie und ihr Freundeskreis.**

Zürich: Scheidegger und Spiess 2015. 208 S.

Wie lässt sich ein so vielseitiges Buch, das als Begleitpublikation zu einer Ausstellung im Kunstmuseum Thun 2015 erschienen ist, mit dem Titel *Kontinent Morgenthaler* in diesem Rahmen vorstellen? Der Zweititel hilft weiter: *Eine Künstlerfamilie und ihr Freundeskreis*.

Ein Kontinent (lat. *terra continens*, «zusammenhängendes Land») ist gemäss Wikipedia «eine geschlossene Festlandmasse». Auch wenn der Begriff im ersten Moment etwas hoch gegriffen erscheint – immerhin handelt es sich bei diesem «Kontinent» lediglich um ein bernisches Phänomen des 20. Jahrhunderts – weckt er doch das Interesse: Die Ausstellung und die Publikation widmen sich drei Generationen der Familie Morgenthaler und verbinden Malerei, Literatur, Musik und angewandte Kunst. Und sie geht

wesentlich darüber hinaus, indem sie den Blick weitet auf das grosse Netz der mit der Familie verbundenen Freunde wie Hermann Hesse, Robert Walser, Paul Klee oder Othmar Schoeck. In der Publikation kommt auch das soziale Engagement der Familienmitglieder während des Zweiten Weltkriegs oder deren Tätigkeit im Bereich der Psychoanalyse und Psychiatrie zur Sprache. Durch diese Ausweitung des Blickwinkels entsteht eine spannende Schau auf das junge 20. Jahrhundert im damals keineswegs provinziellen Bern. Man begreift beispielhaft den weiten Weg der Kunst von einer akademisch lernbaren Tätigkeit, in der alles «Verrückte» keinen Platz hatte, zu einer neuen Auffassung von künstlerischer Kreativität. So überschreibt der Künstler Pascal Barbe, der Sascha Morgenthaler und ihren Freundeskreis persönlich gekannt hat und wesentlich für die Entstehung von Ausstellung und Buch verantwortlich war, seinen einleitenden Aufsatz: *Rien n'est art, tout est trace de vie* und veranschaulicht darin die Überzeugung, «dass jegliche Kreation des Menschen zur Sichtbarmachung des Lebens beiträgt» (S. 20).

Das Kaleidoskop mit unterschiedlichen Blicken auf die Künstlerfamilie setzt ein mit der 1893 geborenen Sascha Morgenthaler-von Sinner, fälschlicherweise fast nur bekannt als Puppenmacherin, und ihrem Mann Ernst Morgenthaler. Ernst lehrte in München und war unter anderen mit den Mitgliedern des «Blauen Reiters» und Paul Klee eng befreundet. Durch den Blick auf seinen Bruder, den Psychiater Walter Morgenthaler, stellt sich die Frage nach der «Normalität» im Bereich der Kunst. Walter interessierte sich nämlich erstmals für das Schaffen Adolf Wölflis, der ein langjähriger Patient in der Waldauklinik war und dessen Werke heute internationale Anerkennung geniessen.

Dieser weiten Fragestellung gemäss sind auch die Beiträge renommierter Fachleute breit gefächert. Sie stammen aus der Kunstgeschichte (Steffan Biffiger, Eva Wiederkehr Sladeczek, Helen Hirsch, Anna Lehninger oder Katrin Luchsinger) oder der Pädagogik (Regina Bucher). Eine umfangreiche «Bilderreise» (S. 57 bis S. 134) unterbricht den Textfluss, erfreut den Lesemüden und bereitet ihn vor auf weitere Kurzbeiträge aus den Bereichen Philosophie (Roger Perret), Literatur (Sophie Cailleux, Lucas Marco Gisi), Psychoanalytik (Maya Nadig) oder auf eine persönliche Begegnung mit dem 1956 geborenen, vielseitigen Familienmitglied Jan Morgenthaler.

Und so zeigt sich, dass der Begriff «Kontinent» in einem übertragenen Sinn durchaus angewendet werden kann: Freundschaften, Familienbande, Überzeugungen, Engagement hingen und hielten die Morgenthalers zusammen, bildeten das Rückgrat und den Ausgangspunkt für deren unterschiedliches Schaffen.

Die schön gestaltete Publikation (Grafik: Bonbon – Valeria Bonin, Diego Bontognali, Zürich) mit einem Umschlag, der gleichzeitig Plakat und Familienstammbaum ist,

spricht alle Menschen an, die wissen, dass es in stürmischen Zeiten zwischenmenschliche Beziehungen sind, die uns lebendig und damit im weitesten Sinne kreativ halten.

*Charlotte Gutscher, Bern*

**Schweizerisches Nationalmuseum (Hrsg.): Arbeit / Le travail  
Fotografien aus der Schweiz 1860–2015 / Photographies provenant  
de Suisse 1860–2015. Mit Texten von Ricabeth Steiger,  
Dario Donati, Markus Schürpf, Fabian Müller, Daniel Strassberg,  
Max Küng, Daniela Nowakowski.**

Zürich: Limmat Verlag 2015. 224 S.

Vom 11. September 2015 bis 3. Januar 2016 zeigte das Landesmuseum Zürich Fotografien aus eigenen Sammlungsbeständen, die den arbeitenden Menschen in den Fokus rückten. Die Ausstellung sowie die begleitende Publikation reihen sich in die Bestrebungen des Schweizerischen Nationalmuseums ein, historische Fotografien zu erschliessen, zu dokumentieren und einem breiten Publikum zugänglich zu machen. So beherbergt der 2016 eröffnete Erweiterungsbau ein Studienzentrum, wo Profis und Laien historisches Fotomaterial einsehen und Recherchen tätigen können.

Der ansprechend gestaltete Bildband in Deutsch und Französisch ist im für seine hervorragenden Fotobücher bekannten Limmat-Verlag erschienen. Die historischen Fotografien, so wird in der Einleitung festgehalten, dienen zugleich als Quelle für die Geschichte der Arbeit wie auch für deren fotografische Dokumentation. Den Anfang des Buches bildet eine unkommentierte, chronologische Abfolge von Fotos zur Entwicklung von Arbeit seit 1845. Darauf folgt ein höchst lesenswerter, prägnanter Abriss der parallelen Geschichten von Arbeit und Fotografie durch den Fotohistoriker Markus Schürpf. Die Sammlungsbestände des Schweizerischen Nationalmuseums, unterteilt in Firmenfotografie, Fotos aus privaten Quellen, Bilder von freien Fotografen, Pressefotografie und Postkarten, machen einen zentralen Teil der Publikation aus. Diesen Abschnitten gehen einleitende Worte voraus, die – wie auch die anderen bildbegleitenden Texte im Buch – Verweise auf nachfolgende Fotografien enthalten (in Form von Fussnotenzeichen). Einen weiteren Schwerpunkt in diesem Buch bilden thematische Vertiefungen, deren Auswahl sich einerseits durch eine Häufung im Quellenmaterial, andererseits durch den zeitgenössischen Blick des Autorenteam ergibt. Auch wenn viele der Fotografien an sich einen hohen Aussagewert haben, sind die reichhaltigen Begleittexte zu den Schwerpunktthemen «Frauen und Männer», «Arbeit in Kriegszeiten», «Ausländische Arbeitskräfte in der Schweiz» sowie «Mensch und Maschine» und insbesondere die aus dem ursprünglichen Publikationszusammenhang (zumeist Reportagen) zitierten Bildlegenden ein Ge-

winn. Einige Texte im Buch weisen einen anderen als einen geschichtswissenschaftlichen Zugang auf, sei es durch ihre Form oder aufgrund des fachlichen Hintergrunds der Autoren. Beispielsweise richtet der Psychoanalytiker Daniel Strassberg in einem assoziativen Bildessay seinen philosophischen Blick auf ein Medium, das eben nicht nur historisches Dokument ist, sondern auch eine künstlerische Anmutung besitzt. Dieser Perspektivenwechsel ist durchaus originell, wirft aber auch Fragen auf. So sieht Strassberg in einer der Fotografien nicht etwa eine Frau, die konzentriert-selbstbewusst eine Maschine bedient, sondern eine Arbeiterin, die «versonnen [lächelt], als würde sie ihr Kind pflegen» (das Fehlen von Anführungs- und Schlusszeichen in Strassbergs Text lässt den Schluss zu, dass dies tatsächlich die Sicht des Autors und kein Originalzitat von 1945 ist). Damit reduziert er ihre Identität als Frau auf die (potenzielle) Mutterrolle. Dass aber Frauen in Kriegszeiten durchaus selbstbewusst in zuvor männlich dominierte Arbeitsfelder drangen, verdeutlicht Daniela Nowakowski in ihrem nuancierten Artikel zur Geschlechtergeschichte. Mit sich verändernden Arbeitssituationen beschäftigen sich sowohl vier Porträts von Menschen, die aus ihrer beruflichen Biografie erzählen, wie auch ein Gespräch zwischen einer Psychologin und einem Soziologen. Anhand von ausgewählten Fotografien diskutieren sie aus heutiger Perspektive über den Wandel in der Arbeitswelt, wobei manche Leserin und mancher Leser wohl die eine oder andere Situation aus dem eigenen Arbeitsalltag wiedererkennen dürfte. Das Buch schliesst mit einem kolumnistischen Text von Max Küng über die Absurdität der Bezeichnungen von sich immer stärker ausdifferenzierenden Berufen in einer globalisierten Welt.

Positiv fällt die inhaltliche und gestalterische Konzeption auf, die den Fotografien viel Raum lässt. Mit seiner grossen Auswahl an historischem Fotomaterial und den kompakten, abwechslungsreichen Textbeiträgen spricht das Buch eine breite sozialgeschichtlich und Fotografie-interessierte Leserschaft an.

*Aline Minder, Bern*

### **Tobler, Konrad; Bühler, Silvia: Berner Foto Geschichten.**

Bern: Herausgeber.ch Kulturbuchverlag 2016. 240 S.

Daniel Gaberell, Verleger und Autor, hatte die Idee, in seinem Verlag Fotos aus dem Bestand des Staatsarchivs des Kantons Bern in einem Bildband zu veröffentlichen. Er kümmerte sich um die Bildauswahl und die Finanzierung des Projekts.

Das Buch zeigt Bilder der Fotografen Ernst Schudel, Carl Jost, Walter Nydegger, Hans Tschirren, Rudolf Wenger und Franz Henn, deren Fotonachlässe im Staatsarchiv aufbewahrt werden. Im Vorwort weist deshalb die Staatsarchivarin Barbara Studer Immenhauser auf diese Schätze hin, um die sich ihre Institution kümmert. Die Bilder



vieler Fotonachlässe des Staatsarchivs sind digitalisiert und über den Onlinekatalog des Archivs auffindbar.

Der Publizist Konrad Tobler vermittelt in seinem einführenden Text Hintergrundinformationen zu den Bildthemen und zur Fotografie im Allgemeinen. Die Bildlegenden stammen von Silvia Bühler, wissenschaftliche Mitarbeiterin und Verantwortliche für die audiovisuellen Bestände im Staatsarchiv.

Den Hauptteil des Bandes bilden rund 200 Schwarzweissbilder; pro Seite ist jeweils eine Fotografie reproduziert und diese erhält damit genug Raum. Die Bildthemen decken ein breites Spektrum ab, das die Arbeit der Fotografen widerspiegelt, welche die Bilder im 20. Jahrhundert im Rahmen von Fotoreportagen gemacht haben. So zeigt der Band die Produktion in der Firma *Astra Fett- und Ölwerke* in Steffisburg, Sportanlässe in der Stadt Bern und im Berner Oberland, Torfstechen im Seeland, Internierte im Lager Büren an der Aare im Zweiten Weltkrieg, den Bau der Luftseilbahn Erlenbach–Stockhorn durch die Firma *von Roll* Mitte der 1960er-Jahre, Viehmärkte, das Alltagsleben in Abländschen 1932, Menschen im Frauenspital und im Jennerspital in Bern, eine Reportage aus der Zuckerfabrik in Aarberg 1939 sowie die Märkte in der Berner Innenstadt in den 1930er- und 1940er-Jahren.

Die Fotografien sprechen unmittelbar an, vor allem wenn auch Menschen abgebildet sind. Damit bietet das Buch einen unterhaltsamen Bilderreigen, der sich auch ohne Vorkenntnisse geniessen lässt. Beim genaueren Hinschauen würde man gerne noch etwas mehr über den Entstehungszusammenhang der Bilder erfahren. Oft sind die Legenden etwas zu knapp gehalten, um alle Details auf den Fotos verstehen zu können. Bilder als Quellen erfordern grössere Anstrengungen, um den Informationsgehalt ganz erschliessen zu können: Dazu gehört das Beiziehen anderer Quellen oder die Befragung von Zeitgenossen. Der Aufwand für diese Quellenarbeit war wohl im Rahmen dieser Buchpublikation nicht zu leisten. Der Band macht jedoch einen Teil der Bilderschatze, die im Staatsarchiv liegen, leichter zugänglich.

*Christian Lüthi, Bern*

**Walton, Chris; Germann, Martin (Hrsg.):**

**Hermann Hesse und Othmar Schoeck. Der Briefwechsel.**

Schwyzer Hefte Band 105. Wollerau: Kulturkommission Kanton Schwyz 2016.  
136 S.

Nachdem die Schwyzer Hefte 1992 eine Nummer über den Landschaftsmaler und Hotelier Alfred Schoeck publizierten, haben sie sich 2016 seinem Sohn, dem Musiker und Komponisten Othmar, zugewandt. Das neuste Heft ist ein weiterer Beitrag zur Würdi-

gung des Innerschweizer Komponisten, der als Musiker zwar in Zürich Karriere machte, aber Brunnen als Ort seiner Kindheit und Jugend zeitlebens eng verbunden blieb. Das Schwyzer Heft Nr. 105 ist jedoch nicht nur Othmar Schoeck, sondern ebenfalls Hermann Hesse gewidmet, denn es enthält die erste Gesamtedition von deren Korrespondenz und verspricht «einen einzigartigen Einblick in eine ganz besondere Freundschaft zwischen zwei grossen Künstlern» (S. 8). Die kommentierte Briefausgabe ist das Resultat einer transdisziplinären Zusammenarbeit von Martin Germann (Germanist und Historiker) und Chris Walton (Musikwissenschaftler, Schoeck-Spezialist) und ist in drei Teile gegliedert: «1 Vom Kennenlernen zur Freundschaft» (Briefe 1911–1917), «2 Die Korrespondenz der aktiven Jahre» (Briefe 1919–1944) und «3 Alter, Gesundheit, Arbeiten» (Briefe 1946–1957). Damit füllen Germann und Walton eine Lücke, bestehen doch mehrere Briefausgaben der beiden Künstler, aber keine vollständige ihrer direkten Korrespondenz. Der erste Teil betrifft also die Jahre, in denen Hermann Hesse in Bern lebte (1912–1919).

Wann sich Schoeck und Hesse erstmals begegneten, kann nicht mehr eruiert werden; im fortgeschrittenen Alter hatten beide Künstler abweichende Erinnerungen. Fest steht jedoch, dass Schoeck 1906 vier Hesse-Gedichte vertonte und dass sich die beiden 1911 trafen, um eine Oper bzw. ein Libretto zu verfassen. Dieses Projekt wurde zwar nie verwirklicht, aber es führte zu einer lebenslangen Freundschaft. Am 15.3.1911 setzte ihr Briefwechsel ein, und Schoeck vertonte erneut ein Hesse-Gedicht. Bis 1917 sind einzig die Schreiben Schoecks erhalten geblieben, mehrheitlich Postkarten, die vor allem über Touristisches (Sehenswürdigkeiten in Italien und Deutschland) berichten. Künstlerische Themen werden weniger angesprochen, aber man erfährt doch, dass Schoeck und Hesse die Romantiker verehrten (Mörike und Eichendorff) und Komplimente über ihre Werke austauschten. So freute sich Schoeck sehr, dass Hesse in seiner Eichendorff-Ausgabe bemerkte, von den zeitgenössischen Musikern habe «keiner so schöne Eichendorff-Lieder komponiert wie der Schweizer Othmar Schoeck» (S. 26, Anm. 26). Der erste, vierseitige Brief Schoecks an Hesse vom 29.12.1914 steht dann unter dem Zeichen des Krieges und zeigt, dass sich der Verfasser keine Illusionen über dessen Dauer machte. Gleichzeitig enthüllt er den Familienmenschen, der zu Eltern und Brüdern ein inniges Verhältnis pflegte. Schoeck bedankt sich für Hesses neuste Gedichtsammlung und geht auf einzelne Gedichte im Detail ein (S. 32).

Persönlich verband die Künstler mehr als nur Musik, Poesie oder die Abscheu vor dem Krieg. Beide litten gelegentlich an depressiven Zuständen und pflegten ein weiteres künstlerisches Talent: das Malen und Zeichnen. So illustrierten Hesse und Schoeck ihre Korrespondenz mit eigenen Zeichnungen, welche das Heft hervorragend bebildern. Überrascht entdeckt man Schoecks kleines Ölgemälde der Mythen von 1915 im Stile

eines Hodler (S. 37; offenbar ein Geschenk für Hesse, leider verschollen). Aufschlussreich ist das ästhetische Urteil Schoecks über den Literaten Hesse. Während er im Briefwechsel mit Komplimenten nicht geizte, soll er sich gegenüber Freunden und Familienmitgliedern abschätziger geäußert haben. So sehr er nämlich den Lyriker Hesse bewunderte, so schlecht fand er anscheinend dessen Romane (vgl. S. 83). 1931 soll er aber dennoch wieder geurteilt haben: «[Hesses] Prosa ist vielleicht die schönste, die ich kenne.» (S. 10)

Germann und Walton präsentieren eine leicht lesbare und zugängliche Ausgabe, deren Verhältnis zwischen Brieftexten, Kommentar, Anmerkungen und Illustrationen angenehm ausgewogen ist. Begrüßenswert ist weiter das Register, das man in einer schlankeren Heft-Ausgabe nicht unbedingt erwartet. Der Anhang enthält zwar sehr schöne, nostalgisch gefärbte Erinnerungen an Schoeck und Hesse aus verschiedener Hand, aber die Rezensentin vermisste einen Beitrag technischer Art: eine Liste aller Hesse-Vertonungen von Schoeck. Dabei hätte sich Herausgeber Chris Walton hierfür aus seiner eigenen Forschung bedienen können.<sup>1</sup> Denn bald steht die Frage im Raum, ob Hesse der Lyriker war, den Schoeck zu den meisten Liedern anregte, bzw. wie oft dieser auch andere Dichter vertont hat (Lenau, Mörike, Keller, Meyer usw.). In diesem Fall ist die Webseite [www.klassika.info](http://www.klassika.info)<sup>2</sup> mit 20 Hesse-Vertonungen, aber noch mehr von Mörike hilfreicher als die Briefedition. Gemäss der Hefteinleitung war Hesse aber «der einzige zeitgenössische Dichter, den [Schoeck] regelmässig vertonte». (S. 10) Ein Konzert mit Mörike-Liedern jedenfalls war der Anlass, Deutschland nach dem Krieg wieder zu bereisen und dessen Zauber inmitten der Zerstörungen wiederzufinden (dazu zwei berührende Briefe S. 83f.). Literatur- und Musikinteressierte suchen weiter vergeblich einen Hinweis, welche anderen Komponisten Hesse vertont haben. Obwohl diese Frage über die Beziehung Schoeck–Hesse hinausgeht, stellt sie sich rasch bei der Lektüre. 1941 nannte Hesse Schoeck «den bedeutendsten Liedkomponisten unserer Zeit» (S. 10). Doch 1948 schuf Richard Strauss seine *Vier letzten Lieder* – darunter drei Hesse-Vertonungen –, die unbestreitbar zu den schönsten deutschsprachigen Liedern zählen.

Walton und Germann schwebt sowohl ein wissenschaftlich interessiertes als auch ein breiteres Publikum vor: Ihre Editionstechnik (vgl. S. 12), die mit nur wenigen, kleineren Eingriffen auskommt, wird diesem Anspruch gerecht. So wird das eingangs (S. 8) gegebene Versprechen voll und ganz eingehalten, ja man darf sogar beifügen: Die Briefausgabe illustriert nicht nur die Freundschaft zweier Künstler, sondern nichts weniger als das 20. Jahrhundert mit seinen schlimmsten und schönsten Momenten (besonders beeindruckend: die Briefe der Kriegsjahre). Schön ist, dass die Korrespondenz auch weitere Personen wieder aufleben lässt, die im Schweizer Kunstleben eine wichtige Rolle gespielt haben und Bewunderung verdienen, wie den Mäzen Werner Reinhart,

den Kunstmaler Louis Moilliet, den Tenor Ernst Haefliger und den Dirigenten und Komponisten Volkmar Andreae.

*Marianne Derron Corbellari, Hauterive*

<sup>1</sup> Walton, Chris: Othmar Schoeck. Eine Biographie, Zürich/Mainz 1994, Werkverzeichnis S.333–380.

<sup>2</sup> [http://www.klassika.info/Komponisten/Schoeck/wv\\_opus.html](http://www.klassika.info/Komponisten/Schoeck/wv_opus.html)

**Zumbühl, Heinz J.; Nussbaumer, Samuel U.; Holzhauser, Heinz J. Hanspeter; Wolf, Richard (Hrsg.): Die Grindelwaldgletscher. Kunst und Wissenschaft.**

Bern: Haupt 2016.

1980 publizierte Heinz J. Zumbühl seine Dissertation *Die Schwankungen der Grindelwaldgletscher in den historischen Bild- und Schriftquellen des 12. bis 19. Jahrhunderts*. Erstmals wurden hier die naturwissenschaftlichen Methoden der Gletscherforschung (Geomorphologie, Pedologie, Paläobotanik, 14-C-Altersbestimmung) kombiniert mit historischen und kunstgeschichtlichen Methoden. Neben vielen Schriftquellen wurden rund 500 Bildquellen von über 200 Künstlern ausgewertet, was zusammen mit den naturwissenschaftlichen Methoden eine präzise Rekonstruktion der Geschichte der beiden Gletscher während der sogenannten «Kleinen Eiszeit» zwischen 1250 und 1860 erlaubte. Der schöne Band ist längst vergriffen.

Nun hat Zumbühl, sozusagen als Ersatz für das Werk von 1980, mit einem ganzen Team von Fachleuten seine Geschichte der Grindelwaldgletscher überarbeitet. Schlichtweg grossartig! Der Verlag Haupt hat für diesen reich illustrierten Grossband alles aufgewendet, was an moderner Druckkunst und Buchgestaltung zu haben ist. Die gestochenen scharfen Bildreproduktionen und Fotografien machen ebenso Freude wie das äusserst gelungene Layout und die Wahl der Schriften und Schriftgrössen. Weitere Qualitäten des Werkes: gut gestaltete grafische Darstellungen und Tabellen und durchwegs eine Sprachkultur, die heute nicht mehr selbstverständlich ist. Schwierige Tatbestände werden so dargestellt, dass sie auch für interessierte Laien verständlich sind. Wer mehr wissen will: Das Literaturverzeichnis umfasst schätzungsweise 400 Titel, und rund 40 Bibliotheken und Museen haben Bildmaterial geliefert.

Der neue Band dokumentiert eindrücklich, was interdisziplinäre Zusammenarbeit leisten kann. Das ist das Verdienst der vier Herausgeber. Es werden mit ihnen 19 Beteiligte als Autoren und Mitarbeiter aufgelistet. Der Band zeigt die Fortschritte der

Gletscherforschung in den letzten 35 Jahren: neue Untersuchungsmethoden (etwa Radar zur Messung der Gletschermächtigkeit, computergenerierte 3-D-Gletschermo-  
delle, Dendrochronologie, Drohnen, Beiträge der Höhlenforschung zur Gletscherge-  
schichte) kommen zum Einsatz. Ganz wichtig: Die Weiterführung der Grindelwaldner  
Gletschergeschichte in die unmittelbare Gegenwart. Die «Kleine Eiszeit» ist zu Ende,  
wir sind in eine Warmphase eingetreten, die beiden beobachteten Gletscher zerfallen  
in rasantem Tempo. Das wird im vorliegenden Band exemplarisch dokumentiert und  
damit wird die Geschichte der Grindelwaldgletscher eingebettet in das grosse Thema  
des weltweiten Klimawandels.

Das Vorwort von Heinz Wanner sollte man bei der Lektüre nicht überspringen. Es  
ist die kürzestmögliche Zusammenfassung der Klimageschichte der Nacheiszeit (Ho-  
lozän) seit 12 000 vor Chr. Dann folgt als erstes Kapitel eine Einführung ins Thema von  
Hanspeter Holzhauser, Samuel U. Nussbaumer und Heinz Zumbühl. Hier muss ein klei-  
nes Fragezeichen zum Blockdiagramm auf Seite 43 angebracht werden. In der Legende  
befinden sich nebeneinander die Bezeichnungen «Gebirggletscher» und «Hänge-  
gletscher», was keinen Sinn ergibt. Auch bei der Erklärung der glazialen Tiefenerosion  
wäre Vorsicht am Platz gewesen. Die These von Penck und Brückner, wonach die Glet-  
scher in den frühesten Eiszeiten die erstaunlich tiefen Täler durch Tiefenerosion selbst  
geschaffen («ausgehobelt») und sogar «übertieft» hätten, war immer umstritten.<sup>1</sup>

Im Zentrum der Publikation stehen die Kapitel 2 und 3 von Heinz Zumbühl: die Ge-  
schichte der beiden Grindelwaldgletscher seit dem 12./13. Jahrhundert. Hier treffen wir  
auf die Gletscherdarstellungen von Albert Kauw, Joseph Plepp, Samuel Bodmer, Johann  
Ludwig Aberli, Gabriel Ludwig Lory (Vater), Samuel Birmann und vielen anderen, die  
Zumbühl meisterlich interpretiert. Ganz oben steht Caspar Wolf, dessen Werkverzeich-  
nis Zumbühl in den 1970er-Jahren entdeckte und ihn damit eigentlich bekannt machte.

Spannend auch das Kapitel 4 *Gletscher in der Wahrnehmung der Menschen* von Zumbühl,  
Richard Wolf und Rémi Fontaine. Die letzteren beiden sind ausgewiesenen Ken-  
ner der Schweizer Fotografieggeschichte und Sammler von Gletscherfotografien. Glet-  
scher übten immer eine grosse Faszination auf ihre Betrachter aus. In der frühen  
Neuzeit wurden vorstossende Eismassen als unheimliche Bedrohung wahrgenommen.  
In der Hochblüte des Tourismus gehörten sie zum «Spielplatz Europas» für Touristen.  
Die Interaktionen Mensch–Gletscher werden mit ausgewählten Bildzeugnissen (aus  
der Zeit von 1750 bis 1950) dargestellt und sensibel kommentiert.

Was alte Bäume aus den Ufermoränen oder alpine Tropfsteine zu Gletscherge-  
schichte erzählen, stellen Hanspeter Holzhauser, Marc Luetscher und Arniko Böke in  
zwei weiteren Kapiteln vor.

Ein weiteres Kapitel (Martin Funk, Nils Hählen, Hans Rudolf Keusen, Hans Kienholz und Daniel Tobler) befasst sich mit dem heutigen und zukünftigen Naturgefahrenpotenzial der beiden Gletscher (Felsstürze, Murgänge, Gletscherseen) und macht damit die Herausforderungen deutlich, die sich aus dem Klimawandel mit dem absehbaren Verschwinden der beiden Gletscher ergeben.

Logischerweise schliesst das Werk mit einem Kapitel *Gletscherentwicklung und Klimawandel – Von der Vergangenheit in die Zukunft*, verfasst von Samuel U. Nussbaumer, Matthias Huss, Horst Machguth und Daniel Steiner. Am Schluss stehen zwei grossformatige Bildpaare. Sie zeigen den Unteren Grindelwaldgletscher in Fotografien um 1860 in Gegenüberstellung zu Aufnahmen Nussbaumers von 2013, vom gleichen Standort aus. Sie stimmen traurig, weil auf brutale Weise evident wird, dass wir definitiv Abschied nehmen müssen vom Bild der gleissenden Firnen, das unsere Idealvorstellung von den Alpen seit Albrecht von Haller geprägt hat.

Fazit: lesens- und sehenswert von der ersten bis zur letzten Seite.

*Christoph Zürcher*

<sup>1</sup> Penck, Albrecht; Brückner, Eduard: Die Alpen im Eiszeitalter. Leipzig 1909.

# Online

## Online-Zugang zu einem Schatz an Lebensgeschichten

Mit der werbefreien Non-Profit-Internet-Cloud-Plattform [www.meet-my-life.net](http://www.meet-my-life.net) ist es erstmals möglich, Lebensgeschichten und gelebte Alltagskultur quer durch die ganze Bevölkerung einfach zu erfassen, gleichzeitig als *Work in Progress* zu publizieren und als Teil unseres kulturellen Erbgutes unserem kollektiven Gedächtnis zu erhalten. *Oral History* soll sich auf breiter Basis in *Written History* verwandeln.

Das 2015 aus dem Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturforschung (ISEK) der Universität Zürich heraus lancierte Projekt ist auf gutem Weg, seinen Anspruch zu erreichen: einen Schatz an Autobiografien für künftige Forschungen verschiedenster Wissenschaftsrichtungen zu sammeln und online zur Verfügung zu stellen. Eine Autobiografie zu publizieren, soll nicht mehr nur das Privileg von Berühmtheiten sein.

Im Zentrum der Überlegungen dieser *Publish-yourself*-Internetplattform steht die Tatsache, dass die meisten Menschen unter Angst vor dem weissen Blatt leiden. Die Gründer von [www.meet-my-life.net](http://www.meet-my-life.net) stellen deshalb den interessierten Autorinnen und Autoren eine Schreibstruktur zur Verfügung. Die Schreibenden erzählen ihre Geschichte als autobiografisches Interview anhand von rund 500 Fragen in über 40 Kapiteln und Unterkapiteln. Dabei sind die Schreibenden in der Auswahl der Kapitel und Fragen völlig frei; eine kohärente Autobiografie entsteht jedoch nach und nach wie ein Puzzle, sozusagen von selbst. Die Autorinnen und Autoren können natürlich von diesem Schreibvorschlag abweichen und ein eigenes Inhaltskonzept gestalten oder schon Bestehendes aus Word importieren. Grundkenntnisse am PC und im Umgang mit Internet genügen vollauf.

Bisher haben sich an die 140 Autorinnen und Autoren registriert und von diesen sind 65 Biografien derzeit online als *Work in Progress* zu lesen. Die Schreibenden sind typischerweise zwischen 65 und 90 Jahre alt. Die Motivation ist primär, für die eigene Familiengeschichte etwas Interessantes zu hinterlassen. Wer es vorzieht, seine Lebensgeschichte erst zu einem späteren Zeitpunkt zu publizieren, schreibt übrigens in der *Privacy Option*. Mit dieser Möglichkeit wird die Biografie bis auf Weiteres nicht freigeschaltet, was gerade für Jüngere, die noch im Arbeitsprozess oder in der Öffentlichkeit stehen, eine sinnvolle Wahl sein kann. Die Betreiber der Website haben aber das Recht, solche Biografien im Falle des Ablebens freizuschalten.

Die Initianten streben langfristig einen repräsentativen Querschnitt an Lebensgeschichten durch alle sozialen Schichten an, speziell natürlich der nach und nach verschwindenden Nachkriegsgeneration. Das Credo lautet, dass jede dieser Lebensgeschichten es wert ist, festgehalten zu werden. Auch scheinbar unwichtige Ereignisse oder Kulturpraktiken werden späteren Generationen erlauben, sich ein Bild der damaligen Zeit zu machen. Inhalt ist dabei viel wichtiger als literarische Perfektion.

Das Spektrum der heute schon zu lesenden Biografien könnte breiter nicht sein. Erschütternd sind die Schilderungen der zwei Verdingkinder Max Schmid und Bruno Zahnd – und im Gegensatz dazu jene des Verdingbuben Hans Stuker, der mit Vormund und Pflegeeltern Glück hatte. Aber auch die Lebensgeschichte des bekannten Unternehmers Walter Fust ist nachzulesen, jene eines Arztes, der lange Jahre in Eritrea gearbeitet hat, oder die des pensionierten, aber immer noch aktiven Pfarrers Theophil Tobler, jene der ehemaligen Nonne Maria von Däniken, die nach Jahrzehnten ihren Beruf an den Nagel gehängt hat und im zivilen Leben ihren Platz finden musste. Zwei Metzgermeister kommen genauso zu Wort wie zwei Homosexuelle mit ihren beeindruckenden *Coming-outs* oder die von Krankheiten, finanziellen Schwierigkeiten und dem Kampf mit den Institutionen geplagte Christina Künzli.

Speziell an diesem neuen Konzept ist auch das automatisierte Einladen von Verwandten, Freunden und Bekannten zum Lesen, Dokumentieren und Kommentieren des fortlaufend Geschriebenen. Damit müssen sich die Autorinnen und Autoren nicht mehr ausschliesslich auf das eigene Erinnerungsvermögen verlassen, haben eine zusätzliche Schreibmotivation und es eröffnen sich Chancen, sein soziales Netzwerk zu reaktivieren. Die damit verbundenen positiven Rückmeldungen verbessern gerade bei älteren Menschen ganz direkt das persönliche Wohlbefinden und Selbstwertgefühl, wie zahlreiche wissenschaftliche Untersuchungen belegen.<sup>1</sup>

Personen, die an der Publikation ihrer Lebensumstände interessiert sind, können direkt auf [www.meet-my-life.net](http://www.meet-my-life.net) zu schreiben beginnen oder sich an [customers@meet-my-life.net](mailto:customers@meet-my-life.net) wenden. Alle, die mit dem Gedanken spielen, ihre Lebenserinnerungen aufzuzeichnen, können sich ohne Preisgabe des Namens zuerst für einen (obligatorischen) gratis Probemonat anmelden; nur für das erste Jahr ist nach dem Probemonat ein noch in keiner Weise kostendeckender Unterstützungsbeitrag zu entrichten, denn [meet-my-life.net](http://meet-my-life.net) will sich werbefrei ähnlich wie Wikipedia durch Gönner und freiwillige Jahresbeiträge der Autorinnen und Autoren finanzieren.

*Erich Bohli*

<sup>1</sup> S.z.B. Maercker, Andreas; Forstmeier, Simon: Der Lebensrückblick in Therapie und Beratung. Berlin 2013.